



**Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal**  
**1946-1996**



# Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen

Die Wuppertaler Rudolf-Steiner-Schule freut sich in diesen Tagen nicht nur über die Einweihung ihres neuen Saales, sondern sie feiert auch ein besonderes Jubiläum: ihr fünfzigjähriges Bestehen. Sie ist damit die erste nach dem zweiten Weltkrieg in Nordrhein-Westfalen gegründete Waldorfschule, die auf ein halbes Jahrhundert erfolgreichen Wirkens zurückblicken kann. Ich freue mich darüber und sage gerne einige Grußworte. Zunächst aber gratuliere ich ganz herzlich.

Wir haben bei uns in Nordrhein-Westfalen ein differenziertes Schulwesen, das sich an den Grundsätzen für die Erziehung orientiert, wie sie in unserer Landesverfassung in Artikel 7 festgelegt wurden. Nicht Uniformität, sondern Vielfalt prägt die Schullandschaft. Dazu gehört ganz selbstverständlich, daß die Privatschulen in Nordrhein-Westfalen ein gutes Klima vorfinden. Das gilt auch für die Waldorfschulen, deren Zahl in den letzten Jahren stetig angewachsen ist. In der Bundesrepublik gibt es zur Zeit hundertachtzig Waldorfschulen, in Nordrhein-Westfalen sind es einunddreißig. Weltweit wird das pädagogische Modell Rudolf Steiners in ca. zweitausend Institutionen im Bereich Kindergarten, Schule, Hochschule und Behindertenpädagogik umgesetzt. Diese Zahlen machen deutlich, daß die Waldorfschulbewegung seit ihrer Gründung im Jahre 1919 eine erfolgreiche Entwicklung genommen hat.

Freie, vom Staat unabhängige Schulen gehören zu einer freien Gesellschaft. In diesem Sinne erfüllen die Waldorfschulen eine wichtige Aufgabe. Sie stehen in fruchtbarer Konkurrenz zu den öffentlichen Schulen und sind eine Facette, die unser Schulsystem bereichert und stimuliert.

Mit diesen Gedanken wünsche ich der Wuppertaler Rudolf-Steiner-Schule alles Gute für eine weiterhin erfolgreiche Zukunft.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Hermann', written in a cursive style.

Die Jugend erziehen  
Heißt im Stoffe den Geist,  
Heißt im Heute das Morgen,  
Heißt im Erdenleben  
Das Geistessein pflegen.

Rudolf Steiner

Waldorfpädagogik kann nur verwirklicht werden im steten Bemühen um die Menschenerkenntnis, wie sie von Rudolf Steiner angeregt worden ist. Immer wieder muß dabei das Zusammenwirken von Eltern, Lehrern und Schülern neu gestaltet werden. Wir, die heutigen Lehrer der Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal, blicken mit Dankbarkeit auf das hin, was in den vergangenen Jahrzehnten äußerlich und innerlich als Schulgestalt entstanden ist. Bewußt möchten wir uns in diesen Strom von Handlungen und Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart stellen und aus ihm Anregungen erhalten, die uns helfen, die vielfältigen Aufgaben der Zukunft zu ergreifen.

# Grußwort vom Bund der Freien Waldorfschulen

## Ernst-Michael Kranich

Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums und einer bedeutenden Schulbiographie ist es angemessen, sich auf die heutigen Aufgaben der Schule zu besinnen. Als 1946 die Wuppertaler Rudolf-Steiner-Schule gegründet wurde, ging es nach den dunklen Jahren der deutschen Geschichte um eine geistige und moralische Erneuerung. Geschehenes konnte nicht getilgt werden; die zurückliegenden Jahre hatten aber den Blick für die Erziehungsaufgaben geschärft. Und Bewußtsein für das im tieferen Sinne Zeitgemäße war ein besonderes Kennzeichen beim Aufbau und der Entwicklung der Wuppertaler Rudolf-Steiner-Schule. Kollegen der Wuppertaler Schule verdankt die deutsche Waldorfschulbewegung wesentliche Beiträge in ihrer äußeren und inneren Entwicklung, besonders im Hinblick auf die rechtliche Stellung der Waldorfschulen und in der Erschließung neuer Dimensionen einzelner Unterrichtsgebiete. Hier sei vor allem an die Arbeiten von Erika Dühnfort und Wilhelm Rauthe erinnert.

Seit dem Beginn vor 50 Jahren hat sich auf allen Lebensgebieten ein Wandel vollzogen, der viel radikaler ist, als man erwarten konnte. Damals galt Schule ganz allgemein als eine Institution, an die sich große Hoffnungen knüpften. Heute geben nicht wenige der Schule nur noch eine geringe Chance gegenüber der massiven Beeinflussung der kindlichen Entwicklung durch die Medien. Das Wort vom Ende der Erziehung beschreibt die zunehmende Wirkungslosigkeit einer traditionsverhafteten Praxis; es übersieht aber, daß im generellen Traditionsverfall der Gegenwart einer Einrichtung wie der Schule neue Aufgaben zugewachsen sind.

Die wohl bedeutendste Veränderung der Gegenwart wird in der Soziologie als Individualisierung beschrieben. Noch weit bis in unser Jahrhundert war der Mensch von tradi-

tionellen Lebensformen getragen – von der Familie, von gesicherter Arbeit, von der Einbindung in natürliche und kulturelle Lebensrhythmen. Das alles löst sich auf. Der Mensch verliert die traditionellen Sicherheiten. Das ist ein notwendiger Prozeß. Denn der Mensch kann nur dann zu einer höheren Stufe geistiger Selbständigkeit kommen, wenn er aus sich selbst erringt, was ihm bisher aus den Quellen einer bedeutenden Tradition zugekommen ist. Dieser Schritt, durch den der Mensch zur freien Individualität werden kann, ist aber unabgesichert; manche Phänomene weisen darauf hin, daß der Traditionszerfall in Orientierungslosigkeit und eine neue Form der Kulturlosigkeit und Barbarei einmündet. Er kann nur gelingen, wenn sich durch Erziehung im jungen Menschen Kräfte entwickeln, die den Keim zur Individualität in sich tragen.

Dieser Keim muß sich besonders in drei verschiedenen Bereichen aus den inneren Anlagen des heranwachsenden Menschen bilden. Das eigene persönliche Wesen des Menschen liegt in jenen Kräften, die aus der Tiefe des Inneren aufsteigen, in den Gefühlen und im Willen. Deshalb sind in der Schule heute besonders jene Gebiete zu pflegen, durch die sich im heranwachsenden Menschen Gemüt und Wille entwickeln können. Wenn Kinder im Unterricht angeregt werden, die Erscheinungen der Natur, die Sprache, Werke der Kunst ästhetisch aufzufassen, wird ihr fühlendes Erleben regsamer, reicher und tiefer. Die tieferen Schichten der Seele entfalten sich. Und wenn Kinder und Jugendliche ühend die Fähigkeit ausbilden, künstlerisch zu gestalten, wird durch das Tun Geistiges sichtbar. Der junge Mensch kommt zu sinnerfülltem Lernen, denn sein Wille wird aus geistigen Quellen tätig. Künstlerisches Üben, das von Klischees frei ist, ist ein Weg zur Individualität, die Geistiges in das Leben hineingestaltet. Das kann später auf den un-

terschiedlichsten Lebensfeldern geschehen: im Gebiet des Sozialen, der Pädagogik, der Kunst, im Umgang mit der Natur usw. – Eine Schule, die vorwiegend Wissen vermittelt, das den jungen Menschen nicht innerlich ergreift, ist unzeitgemäß geworden. Sie überläßt die Schüler den banalen und inferioren Einflüssen der technischen Zivilisation; an ihnen müssen sie befriedigen, was in der Schule leer ausgegangen ist – das fühlende Erleben und das Wollen. Das bedeutet vielfach ein Abgleiten in den Abgrund des Sinnlosen.

Produktive Kräfte werden heute auch auf anderen Gebieten gefordert. An den ökologischen Problemen ist bewußt geworden, daß die bisherige Naturinterpretation wesentliche Dimensionen der Welt ausgeblendet hat – alle Qualitäten, das Gestalthafte und Physignomische. Diese Bereiche sind heute zu erschließen, und zwar schon in der Schule. Der junge Mensch dringt in sie ein, wenn er z.B. lernt, im Betrachten lebendiger Gestalten deren Bildungsgesetze innerlich nachzuvollziehen. Er kommt im Anschauen der Natur "zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen" (Goethe). Dabei lebt dann im Innern des Menschen etwas vom Wesen der Dinge auf. Dies ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Individualität: der enge Raum des Nur-Persönlichen bricht auf, indem der junge Mensch sich mit dem Wesen der Dinge vereinigt und die Dinge versteht, weil er sie nun von innen kennt. Wissen ohne Verstehen bleibt dem Menschen innerlich fremd; es läßt ihn unbeteiligt vor der Welt stehen. Ein derartiges Wissen unterdrückt in den Kindern und Jugendlichen die Entwicklung zur Individualität. Im Verstehen aus den produktiven Kräften heraus werden für die Schüler die Erscheinungen der Welt transparent. Geistiges wird in der Welt erfahrbar. Die Erscheinungen werden zur Offenbarung des in ihnen tätigen Geistes. Erweiterung der Erfahrung in den Bereich des Imaginativen kommt der inneren Sehnsucht nach Spiritualität jugendlicher Menschen entgegen. Eine Schule, die nur materielle Tatsachen und Modellvorstellungen vermittelt, drängt Ju-

gendliche mit ihrer Sehnsucht ins Abseits von Sekten und trübem Okkultismus.

Die vielleicht größte Aufgabe der Schule liegt heute im Bereich des Sittlichen. Die sittlichen Normen der christlichen Tradition haben ihre Orientierungskraft weitgehend schon verloren. Im moralischen Vakuum leben zunehmend Gewaltbereitschaft und Instinkte des Zerstörens und Vernichtens auf. Das Moralische ist von innen neu aufzubauen. Zu den Bausteinen individueller Sittlichkeit gehören das Verstehen, in dem sich andere Wesen aussprechen, Vertiefung des Gefühls zum Mitgefühl, persönliche Hinneigung zu den Tugenden wie Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit usw. Der gesamte Unterricht kann seinen Brennpunkt im Entzünden der moralischen Kräfte finden. Dann, wenn der Mensch später schöpferisch am Leben und Werden seiner Umgebung mitwirkt, ist er wahrhaft Individualität. Schule muß heute ein Ort der Bildung sein. Bildung kann aber nicht mehr allein auf den in der Vergangenheit entstandenen geistigen Gütern und Werten aufbauen. Ihre Aufgabe ist auf die Zukunft gerichtet und auf jene Kräfte und Fähigkeiten, durch die der Mensch die Zukunft als Individualität erringen kann. Bildung ist heute Erbildung des Zukünftigen.

Die von der Gegenwart geforderte Intensivierung der pädagogischen Bemühungen hat Bedingungen – vor allem ein lebendiges, immer tiefer dringendes Verstehen des Menschen und der Bedingungen seiner Entwicklung, wie es auf den von Rudolf Steiner erschlossenen Wegen anthroposophischer Menschenerkenntnis errungen werden kann. Das Motiv am Beginn der Wuppertaler Rudolf-Steiner-Schule – die geistige und moralische Erneuerung – gilt in den veränderten Lebensverhältnissen auch heute noch. Es ist dringlicher geworden. Es ist eine Arbeit für den werdenden Menschen zu leisten, die aus fruchtbarem Zusammenwirken des einzelnen Lehrers und des ganzen Kollegiums mit der Elternschaft weiterhin gelingen möge.

# Aus einem Aufsatz von Wilhelm Rauthe aus dem Jahre 1974

Wie Waldorfschule überhaupt sich vollzieht, hängt stark von den Qualitäten der Bevölkerung in dem Raume ab, in dem die Schule zu Hause ist. Das kann nicht anders sein, wenn der Hauptansatzpunkt der Waldorfpädagogik die Fähigkeiten, die bewußten und unbewußten Bedürfnisse der Kinder und der jungen Menschen sind, wie es Rudolf Steiner immer wieder betont. In diesem Sinne hat jede Waldorfschule eine eigene innere und äußere Gestalt, die aus den menschlichen Gegebenheiten sich herleitet, aus denen sie herauswächst. Das wird z.B. in einer kleinen Universitätsstadt völlig anders sein als etwa in einer großen Hafen- und Handelsstadt.

Wuppertal, insbesondere Barmen, wird durch seine Gewerbe bestimmt. Als diese sich im vorigen Jahrhundert stürmisch entwickelten, zogen sie einen Teil der Bauernbevölkerung aus Westfalen, Hessen, dem Siegerland in das Stadtgebiet, das bis dahin aus einer Reihe von zusammenwachsenden Dörfern bestand. Textilien und Eisen wurden vorwiegend verarbeitet, zumeist in kleinen und mittleren Betrieben. Diese waren patriarchalisch geführt; und die Arbeiter blieben im Grunde Kleinbürger. Den "entwurzelten" Arbeiter gab es kaum. Der Handwerker, der Meister im Betrieb, der Fabrikant bestimmten den Bevölkerungscharak-

ter. Technisch fortschrittliche Gesinnung und weltweite Geschäftsbeziehungen wogen die Gefahr puritanischer Enge auf. Pflicht und Leistung, aber auch Geldverdienen wurden groß geschrieben. Die soziale Problematik, die sich darin zeigt, daß vor dem ersten Weltkriege Barmen die Stadt mit den relativ meisten Millionären in Preußen war, wurde durch die Bewahrung des Persönlichkeitscharakters der Einzelmenschen, auch des Arbeiters, weitgehend verdeckt. Triebfeder der in die wirtschaftliche Produktion gehenden Tätigkeit, des auf äußeren Fortschritt gerichteten Willens war nun durchaus nicht nur eine materialistisch-kapitalistische Gesinnung, sondern auch die calvinistisch-religiöse Überzeugung, daß der Segen des wirtschaftlichen Erfolges denjenigen belohne, der im rechten Verhältnis zu Gott stehe. Der Wille, arbeitend auf der Erde zu wirken, ist nur Teil einer umfassenden Willenskultur, die religiös orientiert ist. Und diese hat den Charakter des Wuppertalers schon seit langem entscheidend bestimmt. Immer wieder sind Persönlichkeiten aufgetreten, die in mystischer Vertiefung eigene übersinnliche Erfahrung suchten. Gleichgesinnte schlossen sich in pietistischen Zirkeln zusammen. Heute noch gibt es zahlreiche Sekten. Diese sind durch klare philosophisch-religiöse Grundsätze voneinander getrennt. Die



dort gepflegte intensive religiöse Übung zeigt sich nicht weltabgewandt; sie ist bestrebt, sich im Irdischen zu bewähren, was auch das calvinistische Ethos kennzeichnet. Nicht erstaunlich ist, daß sich in der Spannung zwischen dem stark religiös tingierten Geistesleben und der technisch-wirtschaftlichen Willensbetätigung eine Kultur des Künstlerischen, besonders des Musikalischen entwickelte. Vielfältige musikalische Betätigung gab und gibt es: den vom Harmonium begleiteten Choralgesang bei der morgendlichen Familienandacht, die Hausmusik, die zahlreichen Kirchenchöre und Gesangsvereine, die Konzertschöre, die kleinen und größeren Instrumentalgruppen. So karg und verhalten der Wuppertaler in Gefühlsäußerungen ist, im Musikalischen läßt er die Seele frei strömen.

Die geistige Haltung des Wuppertalers bietet keine schlechte Grundlage für anthroposophische Arbeit. Es bildete sich auch schon früh ein Zweig der Anthroposophischen Gesellschaft in Elberfeld. Nach dem ersten Weltkriege begründeten jüngere Mitglieder den Barmer Zweig. Zahlenmäßig umfassen die jetzigen Wuppertaler Zweige die größte Mitgliedergruppe in Nordrhein-Westfalen. Die geistige Arbeit in diesen Gruppen verläuft nicht traditionalistisch – was angesichts der Größe des Werkes von Rudolf Steiner

eine naheliegende Gefahr ist – sondern hat einen freien, weltzugewandten Charakter. Die jahrzehntelange anthroposophische Arbeit am Orte bildet den geistigen Grund, auf dem der innere und äußere Bau der Wuppertaler Schule errichtet werden konnte. Die direkte geistige Vorbereitung der Schulgründung begann während der Verbotzeit der Anthroposophischen Gesellschaft nach 1935 und intensivierte sich am Ende des Krieges. In kleinen Gruppen von Menschen aus dem Gewerbeleben, von Künstlern, Pädagogen wurden vorwiegend goetheanistische und philosophische Themen bearbeitet; und bei Kriegsende konnten die pädagogische Arbeit und die organisatorische Vorbereitung der Schule aufgegriffen werden. Der Schulverein wurde gegründet, und weit über hundert Menschen aus der Anthroposophischen Gesellschaft und ihrem Umkreis unterstützten tätig die Schulgründung im Juni 1946.

# Aus der Geschichte der Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal Von den Anfängen bis zum Umzug in die Schluchtstraße (1974)

Die Schule wurde aus gänzlich anderen, ja bis zu einem gewissen Grade entgegengesetzten Ursprüngen in die Existenz gerufen, als das heute und seit Jahrzehnten bei Waldorfschulen der Fall ist. Das wird mit aller Deutlichkeit erkennbar, wenn man in alten Unterlagen blättert und liest. Glücklicherweise liegen die zwei allerersten Konferenz-Protokollhefte vor (9. Mai 1946 bis 17. März 1948).

## Schulgründung 1946

Die geistigen Triebkräfte

Nicht von Eltern, die für ihre Kinder eine bessere, "alternative" Pädagogik wünschten, kam der Anstoß; solche Eltern gab es zunächst nur wenige unter den Menschen, die die Schule "wollten". Anderes war entscheidend. In Wuppertal (das damals noch aus den Städten Elberfeld und Barmen bestand) hatten die Gedanken der Anthroposophie früh Wurzeln schlagen können. Zwischen 1907 und 1922 war Rudolf Steiner insgesamt siebenmal zu Vorträgen in Elberfeld gewesen. Großenteils handelte es sich damals um Vorträge für Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft. Was in den frühen Jahren veranlagt wurde, lebte weiter – von 1933 an allerdings notgedrungen zunehmend untergründig. Es gab zum Beispiel vor dem großen Angriff auf Barmen (Mai 1943) eine anthroposophische Arbeitsgruppe, die sich – um den Charakter der Unverfänglichkeit zu wahren – mit Goethes Naturwissenschaft, besonders mit seiner Farbenlehre beschäftigte. Ein junger Gymnasiallehrer, Wilhelm Rauthe, führte die Arbeit. Sechs bis sieben Menschen kamen in der Freiligrathstraße, in der Wohnung der Anthroposophin Frau Alberts zusammen. Bei der allgemein

herrschenden Verdunkelung nahm der Arbeitskreis eines Abends vom Balkon aus einen Lichtschein wahr, der rührte her von einem Großangriff auf Essen. Angesichts des erschütternden Eindrucks fielen die Worte: "Wenn dieser ganze Spuk vorbei ist, gründen wir hier eine Waldorfschule." –

Die Gruppe in der Freiligrathstraße war nicht die einzige Keimzelle. In der Winchenbachstraße wohnte das Ehepaar Krefting, er wirkte als Direktor an der Barmer Berufsschule. An der Allee, der langen Talstraße, gab es die Praxis des Zahnarztes Fritz Hinnenberg, daneben, vom selben Hauseingang her zu erreichen, lag der Hutshop von Barbara Esch. Das Zimmer hinter diesem Hutgeschäft diente als Heimstätte für viele wichtige Gespräche, in denen die Pläne zur Schulgründung immer festere Formen annahmen. – In der Hinsbergstraße wartete das Ehepaar Gruson darauf, irgendwann, "wenn der ganze Spuk vorbei war", anthroposophisch arbeiten zu können: Dr. Wolfgang Gruson als Schularzt und beide Grusons als Schulvereinsmitglieder. – Entsprechende Absichten lebten im Ehepaar Striebeck, den Inhabern der Flora-Apotheke; auch in der alleinstehenden Beamtin Frau Scheib, auch in der Familie Dörner in Hammerstein. Diese wenigen Namen mögen stellvertretend stehen für eine lange Reihe anderer. Sie alle warteten und hofften, recht bald der Pädagogik Rudolf Steiners eine Wirkensstätte einrichten zu können, damit diese ihre Fruchtbarkeit erweise – zunächst an den "Kriegskindern", im weiteren aber auch an heranwachsenden Generationen. In den Anthroposophen des Wuppertales lebte der Wunsch, ein deutliches Gegengewicht zu schaffen zu der Unfreiheit der Nazijahre, zum Schrecken, den das Kriegsgeschehen ver-

breitet hatte. Willensimpulse, Energien hatten sich angesammelt, die mit Ungeduld in die Erscheinung drängten. Den betreffenden Menschen war bewußt, daß allein ihr geistiges Arbeiten, ihr Leben im anthroposophischen Gedankengut, das Fundament zum Aufbau einer Waldorfschule bilden konnte. Ihm trauten sie die Kraft zu, alles zu überwinden, was immer sich an äußeren Schwierigkeiten entgegenstellen würde. Von denen gab es nicht wenige! Viel Zuversicht war notwendig.

## Die äußeren Gegebenheiten

Als erfreulich hilfreich erwies es sich, daß die Mitglieder der anthroposophischen Bewegung samt und sonders nicht in den "braunen Filz" verstrickt gewesen waren. Unbeirrt hatten sie sich weiterhin Gedanken über Menschen und Welt gemacht. Die damals noch raren Bücher Steiners, die Nachschriften-Drucke seiner Vorträge hatten sie vor allen Haus-suchungen zu bewahren gewußt – und weiterhin in ihnen gelesen. "Entnazifizierung" war bei ihnen nicht nötig, durch die von der britischen Militärregierung eilig eingerichteten Verfahren gingen sie schnell und glatt hindurch.

Auch nach einem Schulgebäude brauchte nicht lange gesucht zu werden: In der Haderslebener Straße hatte das städtische Schulamt ein Schulgebäude aufgegeben. Die Stadtverwaltung war geneigt, es teilweise zur Verfügung zu stellen. In mehreren Räumen beherbergte das Haus allerdings noch Einrichtungen der "Volkshilfe", unter anderem einen Kindergarten. Aber der Beginn konnte immerhin gewagt werden: mit vier Klassenzimmern.

Eine ernstere Klippe bildete die Lehrerfrage. Dem Schulverein standen nur wenige Persönlichkeiten zur Verfügung, die durch Ausbildung und praktische Erfahrung fähig wa-

ren, als Lehrer tätig zu werden. Von diesen kamen nur zwei unmittelbar aus dem staatlichen Schuldienst, sie kannten sich daher in allen praktischen Fragen genügend aus.

Der eine von diesen beiden war Wilhelm Rauthe, der schon während des Krieges eine Arbeitsgemeinschaft geführt hatte (siehe oben!).

Die zweite im Bunde war Elsbeth von Eseebeck. Sie besaß die Ausbildung für Volks- und Realschulen. Bis Mai 1945 war sie im Umkreis von Köln tätig gewesen.

Als Klassenlehrer begann auch Herr Janke, er führte die zweite der "Unterklassen". Die Aufteilung in Jahrgangsklassen konnte erst nach den Sommerferien vorgenom-



E r l a u b n i s u r k u n d e

---

Dem Rudolf Steiner-Schulverein in Wuppertal-Barmen erteile ich mit Zustimmung der Militär-Regierung des Stadtkreises Wuppertal unter Vorbehalt des Widerrufs die Erlaubnis in Wuppertal-Barmen, Haderslebenerstr. 14, unter Leitung des Dr. Karl Brestowsky, der für den ordnungsmässigen Betrieb der Schule verantwortlich ist, eine einheitliche Volks- und höhere Schule als Versuchsschule zu betreiben.

Die Schule hat den Namen „Rudolf-Steiner-Schule, Wuppertal, Einheitliche Volks- und höhere Schule“ zu führen. Die Beifügung eines Zusatzes wie „staatlich genehmigt“ oder „staatlich konzessioniert“ ist unzulässig.

Die Lehrkräfte an der Schule bedürfen jeweils einer besonderen Genehmigung durch den Schulrat (Unterrichtserlaubnischein).

Sie sind verpflichtet, bei dem Betriebe der Schule alle für Privatschulen getroffenen oder zukünftigen Bestimmungen zu befolgen.

Diese Erlaubnis erlischt, wenn der Leiter, Herr Dr. Karl Brestowsky, aus der Leitung der Schule ausscheidet und nicht binnen 3 Monaten mit meiner Genehmigung ein neuer Leiter eingestellt wird. Von dem Ausscheiden ist mir alsbald Anzeige zu erstatten.

Diese Erlaubnis erlischt ferner, wenn die Schule nicht binnen 6 Monaten nach Aushändigung dieser Verfügung eröffnet worden ist, oder der Betrieb während der Dauer von 6 Monaten geruht

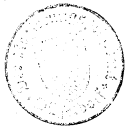
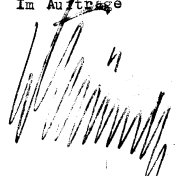
geruht hat. Der Zeitpunkt der Eröffnung der Schule ist mir anzuzeigen.

Für diese Erlaubnisurkunde ist nach der allgemeinen Verwaltungsgebührenordnung eine Verwaltungsgebühr von 20.-RM (in Worten : Zwanzig Reichsmark) zu entrichten.

Düsseldorf, den 7. November 1946

Der Regierungspräsident

Im Auftrage



men werden.

Eine für den Schulbeginn besonders wichtige Rolle spielte ein weiterer Gründungslehrer. Er wohnte derzeit zwar noch nicht in Wuppertal, dennoch drängte er mit aller Kraft zur Schule hin: Dr. Carl Brestowsky. War W. Rauthe ein Kind der Stadt Barmen, kam Frau v. Esebeck aus Teltow in der Mark, so hatte es Brestowsky von noch weiter her nach Westdeutschland verschlagen. Als gebürtiger Siebenbürger hatte er u.a. in Budapest studiert und gearbeitet. (Vgl. den Abschnitt: "Portraits dreier Gründungslehrer"). Brestowsky brachte den Hauch von Internationalität und die Lust zu weiträumigem Ausgreifen mit. Kraft seines Temperamentes und seiner Sicherheit übernahm er ganz selbstverständlich alle notwendigen Verhandlungen mit Offizieren der Militärregierung in Düsseldorf und Barmen und mit den Regierungsbehörden. Schwerwiegende Hindernisse stellten sich zum Glück an diesen Stellen kaum entgegen. Sehr ärgerlich und zeitraubend war es aber, mit den Verhältnissen zurechtzukommen, die sich aus der Nachkriegssituation ergaben. Woher sollten Hefte, Bleistifte, Farbstifte, Federn und Tinte kommen? An Schulbücher war überhaupt nicht zu denken. Noch im September des folgenden Jahres (1947) konnte eine Zuteilung von Lesebüchern aus Stuttgart ("Der Sonne Licht") nur bezogen werden, wenn zuvor eine bestimmte Menge von Altpapier geliefert worden war. Von den anthroposophischen Zweigen und Arbeitsgruppen im näheren und weiteren Umkreis, auch aus dem Ausland, kamen Geschenke. So einmal aus Iserlohn Hefte, Bleistifte und Federn. Ein Anthroposoph aus Schottland bot Material im Werte von 1000,- Mark an.

Das war damals ein erheblicher Betrag. Das Kollegium erbat dafür 100 Flöten, 100 Pinsel, Wasserfarben, Papier, farbige Wolle und Baumwolle. Aus der Schweiz wurden Pakete mit Handarbeitsgarnen geschickt, auch mit Kinderklei-



den und -schuhen. – Ein hiesiges Amt stellte einen Schein aus, der zum Schneiden von in Mettmann gelagertem Holz berechnete, aufgrund dessen 100 Schulbänke aus Hagen bezogen werden konnten.

Für Kinder und Lehrer gab es allmorgendlich die Quäkerspeisung, sie ging auf Aktivitäten amerikanischer Quäker zurück. Ein Eimer mit der nahrhaften Suppe wurde in jede Klasse gestellt, die Kinder brachten ein entsprechendes Geschirr mit, der Lehrer teilte aus. Für die Speisung mußte ein geringes Entgelt gezahlt werden, das sammelte der Lehrer ein.



Da nur vier Klassenräume zur Verfügung standen, wurde der Nachmittag von 13 bis 17 Uhr in den Unterricht einbezogen. Die Klassen wechselten den Vor- und Nachmittagsunterricht umschichtig alle vierzehn Tage.

Diese vertrackten Verhältnisse, von der Zeitsituation bedingt, hatten den Eifer, mit dem Schulverein und Lehrer auf den Unterrichtsbeginn drängten, nicht mindern können. Neue Mitglieder im Kollegium waren zum winzigen Anfangskreis inzwischen hinzugekommen: als Klassenlehrer Herr Klipstein und Dr. Spiegel, Herr Goosses und Herr Döniges; als Sprachlehrerin Fräulein Dr. Janke, als Eurythmielehrerin Fräulein Dörner. (Damals – und lange noch – wurde jedes unverheiratete weibliche Wesen als "Fräulein" bezeichnet, auch wenn sie vielleicht schon seit Jahren selbständig lebte und arbeitete.) Musik gab anfangs Herr Hellmannsberger. Diese alle wollten beginnen! Wie locker das Ganze noch ablief, zeigt ein Konferenzprotokoll vom 11. Juni 1946:

"5. Konferenz. Noch liegt die Genehmigung der örtlichen Militärregierung nicht vor, jedoch soll eine Mitteilung an die Eltern herausgehen, daß wir hoffen, am 17.6. beginnen zu können, und um telefonische Anfrage am Samstag, 15.6. bitten, seitens der Eltern. Bis dahin hoffen wir auf eine Klärung der Angelegenheit." Und wirklich kamen 72 Kinder und die Lehrer am 17. Juni zum ersten Mal zusammen. Die offizielle Eröffnungsfeier fand erst nach den Ferien, am 25. August, im Saal des neuen Rathauses in Barmen (jetzt Polizeipräsidium) statt. Geladen waren neben Elternschaft und Schulvereinsmitgliedern Vertreter aller militärischen und amtlichen Stellen. Es sprachen Reinhold Kopke, der vom Schulverein die praktischen, Dr. Brestowsky, der als "Schulleiter" die geistigen Vorbereitungen der Schule darstellte. Von der Elternschaft sprach Herr Bösefeld.

Die Schule wuchs schnell. Anfang September hatte sie be-



reits 218 Schüler; Ende Oktober wurde überlegt, ob man die Schülerzahl in den einzelnen Klassen auf 40 begrenzen sollte. Die Entwicklung zeigte, daß einige Klassenlehrer ihren Kräften damals mehr zutrauten: 1952 zählte beispielsweise die damalige 4. Klasse 56 Schüler. Für die gesamte Schule war die Zahl von 400 bald erreicht und wurde weiter überschritten in dem Maße, wie neue Lehrer hinzukamen: Frau Benning, Frau Brabandt, Herr Böcking, Herr Büchenbacher, Frau Colsmann, Frau Dühnfort, Herr Gerhard, Frau Groß, Frau Hehl, Frau Hillebrand, Herr Dr. Hesse, Herr Dr. Jacoby, Herr von Joosten, Frau Kassiepe, Frau Rettig, Frau Roth, Herr Dr. Zimmermann. Dr. Gruson hatte seine Arbeit als Schularzt aufgenommen. Das war der Stand April 1948. Bis zum Eintritt von Frau Colsmann in das Kollegium hatte Frau Gruson für eine Mädchenriege Turnen gegeben.

Einige Persönlichkeiten, die anfänglich dabeigewesen wa-



ren, lösten sich bald wieder von der Schule. Das war ein Prozeß, der sich in den Anfangsstadien bei manchen Schulgründungen vollzog. So selbstverständlich gegensätzliche Ansichten in einem Waldorfskollegium vorhanden sein und

ausgetragen werden müssen, so notwendig muß es zum Weggang kommen bei Lehrern, denen es am ernstesten Arbeitswillen fehlt, an Fähigkeit, Rudolf Steiners Pädagogik in die Handhabung umzusetzen, oder am rechten Ton im Umgang mit den Schülern. Die wenigen Persönlichkeiten, die Wuppertal verließen, waren bald ganz aus der Schulbewegung verschwunden.

Zu den äußeren Verhältnissen gehörten auch die Finanzen. Herr Rauthe erzählte manchmal, daß bei einer der Schulvereinsitzungen im Zimmer hinter dem Hutsalon Esch plötzlich ein Herr eingetreten sei und sich vorgestellt habe: "Ich bin Reinhold Kopke, zur Zeit Bürgermeister von Radevormwald und Geschäftsführer in einer Fahrradfabrik. Ich möchte mitarbeiten im Schulverein an der Gründung der



v.l.n.r.: Frau Kopke, Herr Kopke, Frau v. Esebeck

Schule."

Natürlich wurde er freudig aufgenommen von den Anwesenden. In dieser Sitzung faßte man einen ersten festen Gründungsentschluß und bekräftigte ihn mit einer spontanen Hutsammlung. Etwa 150,- Mark kamen zusammen. Alles Geld für die Schule floß aus solchen privaten Spenden und nach Schuleröffnung aus dem Schulgeld der Eltern, pro Kind anfangs 35,- Mark. Da war es ein Glück, daß von der Mehrzahl der Lehrer in den Vor- und Einstellungsgesprächen die Frage nach dem Gehalt gar nicht gestellt wurde. Die meisten Jüngeren meinten voll Zuversicht: Wenn ich nach Kräften gut arbeite, wird man schon dafür sorgen, daß ich leben kann. Dieses "leben" sah in den ersten Jahren nicht selten so aus, daß in den letzten Tagen des Monats Schmalhans Küchenmeister sein mußte. Gelassen wurde das hingenommen. Auch daß ein(e) Alleinstehende(r) sich oft für mehr als zehn Jahre mit einem Wohnraum von selten mehr als 15 Quadratmetern begnügen mußte, bekümmerte kaum ernsthaft. Man war glücklich in der Arbeit, die man nach Naziherrschaft und Kriegsjahren tun durfte.

## "Stuttgart"

Eine besondere Rolle spielte in den Anfangsjahren der Schule die Beziehung zum Bund der Waldorfschulen, zu "Stuttgart". In verantwortungsvoller Stellung wirkten dort Lehrer, die bereits vor dem Krieg, vor der Schließung der Waldorfschulen durch die Nationalsozialisten, an einer Rudolf-Steiner-Schule gearbeitet hatten. Ernst Weißert, Sophie Porzelt, Erich Schwebsch, – diese Namen waren es vor allem, die den Kollegien der jungen Neugründungen einfielen, wenn sie in den ersten Wirren und Nöten steckten. Das traf nicht nur auf Wuppertal zu. Hier waren es beispielsweise Ende 1947 Sophie Porzelt und Dr. Schwebsch, die, als in kollegialen Schwierigkeiten die Wogen hochgin-

gen, dem Kollegium halfen, zur Klarheit zu kommen. Aber außer dieser Funktion einer "Bundesfeuerwehr" (so bezeichnete man sie scherzhaft) gab es Hospitationsreisen, die in gewisser Regelmäßigkeit angesetzt wurden. Da kam dann jemand von Stuttgart, suchte sich ein Bild zu verschaffen von dem, was in den Klassen, im Hauptunterricht wie in den Fachstunden, geschah, und das Wahrgenommene wurde – teils in Konferenzen, teils in Einzelgesprächen – ausgewertet. Besonders rememberlich sind Besuche von Dr. Schwebsch und von dem älteren Schweizer Kollegen Willi Aeppli.

Der letztere war neben ein, zwei anderen älteren Kollegen über einige Jahre im Auftrage des Bundes der Waldorfschulen "unterwegs". Daß den beratenden Gästen bereitwillig Einsicht in den Unterricht gewährt wurde, bedurfte keiner Frage. Man empfand sich gegenüber den Erfahrenen als Neuling. An "Eingriff in die eigene Freiheit" zu denken lag fern. – Bei einem seiner Englandkurse (Ilkley 1923) erklärte Rudolf Steiner: "Es ist unser ganzer Lehrplan nur etwas dem Geiste nach Bestimmtes, während in bezug auf die eigene Handlung man denkbar größte Freiheit hat." Dieses "dem Geiste nach" Bestimmte des Lehrplanes war ja nicht etwas, das dem einzelnen mühelos zufiel. Im Wechselspiel zwischen unermüdlichem Studium der Ideen und Hinweise Steiners einerseits und selbstkritischem praktischen Arbeiten andererseits wollte es erfahren werden, um dann – aber erst dann – in die "denkbar größte Freiheit" zu versetzen, was die einzelne Handlung anging. In diesem Sinne fühlten die meisten an der Wuppertaler Schule sich noch lange als "angehende" Waldorflehrer. –

Solange Sophie Porzelt und Ernst Weißert lebten, blieben enge Kontakte besonders zu diesen beiden bestehen, gepflegt vor allem durch W. Rauthe. In späteren Jahren wur-

den Zuneigung und Vertrauen auf den jüngeren Dr. Ernst-Michael Kranich übertragen.

## Der Träger

Es gab ihn und mußte ihn geben, noch bevor die Schule im Juni 1946 die Klassentüren öffnete, gemeint ist der Schulverein. Er sichert die störungsfreie Abwicklung der Arbeiten in den Bereichen Büroföhrung, Buchhaltung, Verkehr mit dem Finanzamt, Planungen, Vertragsabschlüsse und manches mehr. Auf ihm als dem Unterbau ruht das pädagogische Tun der Lehrer und alles Bemühen, durch das sie "ihrer Schule" die bestimmte geistige Gestalt zu geben suchen. Wollte man die Geschichte des Rudolf-Steiner-Schulvereins Wuppertal schreiben, so fiele die mindestens so umfangreich aus wie die "Schulgeschichte". Deshalb sei hier erinnernd und in großer Dankbarkeit einiger Menschen gedacht, die an besonders verantwortlicher Stelle den Schulverein ausmachten. – Fritz Hinnenberg und Barbara Esch standen an seinem Beginn, doch kam in der Anfangsphase gleich auch Reinhold Kopke dazu. Er übernahm den Hauptanteil der Vorstandstätigkeit, als F. Hinnenberg sich mehr und mehr daraus zurückzog (1953/54).

Der Schulvereinsvorstand setzte sich von 1946 bis 1952 ganz unverändert aus sechs Menschen zusammen. Von seiten des Schulvereins waren es: Esch, Hinnenberg, Kopke, Wiebelitz, von seiten des Lehrerkollegiums Dr. Brestowsky und Rauthe. Rauthe drängte in diesem Kreis bald auf eine Erweiterung des Vorstandes hin, auf stärkere Beteiligung von Eltern und Lehrern. Das wurde Anfang 1953 eingerichtet. Auch neue Vereinsmitglieder kamen hinzu. Ab 1969 taucht in den Sitzungsprotokollen der Name von Dr. H.-W. Colsmann auf. Er wirkte entscheidend auf das Geschehen ein,

zunächst neben Herrn Kopke. Als dieser 1973 erkrankte, trat Dr. Colsmann weitgehend an seine Stelle.

Ein besonderes Element im ersten Schulvereinsvorstand bildete Herr Wiebelitz. Schon früh in die Gründungsarbeiten fest mit eingespannt, schied er erst 1960 seines Alters wegen aus. Er war es, der einzuhaltende Termine absolut zuverlässig beachtete, der Aufstellungen, Berichte anmahnte, wenn sie fällig wurden. Dabei stand er nie "im Rampenlicht". Allen, die seinen Einsatz für die Schule erlebten, fiel darin ein Wesenszug auf, der sich am besten als Treue bezeichnen läßt – Treue zur eingegangenen Verpflichtung und zur Sache.

Der Schulverein konnte seine Aufgabe als Träger der Schule die Jahrzehnte hindurch nur erfüllen, weil er die nötige Festigkeit empfing aus dem, was viele Beteiligte an Zeit und Kraft als ehrenamtliche Tätigkeit in ihn hineingaben. Ihnen allen gilt der Dank derer, die als Lehrer, als Eltern und als Schüler am Leben der Schule teilhatten und -haben.

## Zu den weiteren Abschnitten

Bisher bildeten im wesentlichen die erwähnten ersten Protokollhefte aus den Konferenzen die Grundlage für alles Berichtete. Im Folgenden sollen nur noch einzelne Themen aus dem Geschehen der Jahrzehnte herausgegriffen werden. Als Schlußpunkt dieses Rückblickes ist der Umzug von der Haderslebener in die Schluchtstraße vorgesehen. Es sei an dieser Stelle all denen gedankt, die mitwirkten am Zustandekommen des Aufsatzes: Frau Weber-Dörner erzählte im Gespräch Einzelheiten aus den Vorbereitungen und aus den ersten Tagen der Schule. Frau G. Heep, Frau Hinze-Römer, Frau Hilger und Herr Wenzke unterzogen sich der nicht leichten Aufgabe, zu ergründen und herauszufinden, was es in Schränken und im Keller an Heften und Schrift-



stücken noch gab, aus denen sich z.B. die Daten der einzelnen Ereignisse sichern ließen. Auch Frau Paula Gais steuerte bei, was sie aufgehoben hatte an Programmen und Ankündigungen.

## Besondere Ereignisse

### Das erste Abitur

Wenn sich dem einheitlichen Strömen eines Flusses in der Mitte seines Bettes plötzlich ein Felsenriff entgegenstellt, so teilt sich der geschlossene Wasserlauf, er fließt fort auf der einen Seite, auf der anderen Seite, bildet bewegtere Wellen, manchmal gar Wirbel, und es hängt von der Höhe und Länge des Riffes ab, wann die Wasser wieder zusammenkommen, um erneut gesammelt und friedlich weiterzufließen. Ein solches Felsenriff bildete im Leben der Schule das Wort "Abitur", als es am 25. Februar 1947 in einer Konferenz zum erstenmal auftauchte. Bei Schülern und Eltern der oberen Klassen waren "Hoffnungen gehegt worden", denen man entgegenhalten mußte, daß ein "Vorbereitungskurs für das Abitur" frühestens in zwei Jahren zustande kommen könne. – Das sah noch nach Einigkeit aus, der aber schon in der nächsten Konferenz ein Ende gemacht wurde: "Es wird darauf hingewiesen, daß die Schule es ablehnt, die Ablegung der Abiturprüfung an der Schule anzustreben." (13. März 1947) Das waren klare Worte. Einige Mitglieder des Kollegiums wollten das Abitur, andere wollten es nicht. Die Auseinandersetzungen dauerten bis in den Mai hinein – und drei Jahre später, am 9. März 1950, fand die erste eigene Reifeprüfung statt. Wäre es damals, 1947, schon möglich gewesen, die Konferenznachschriften der alten Stuttgarter Waldorfschule zu lesen, so hätte das Wuppertaler Kollegium erfahren können, wie ernsthaft Rudolf Steiner als Schulleiter sich über Jahre hin (von 1920 bis 1924)

mit der Frage "schuleigenes Abitur" befaßt hatte. Nach sehr vielen Erwägungen des Für und Wider entstand das Konzept, wie es heute noch gilt: Die zwölf Waldorf-Jahre "rein" erhalten und dann – mit den eigenen Lehrern – eine Vorbereitungsklasse anschließen. So hat es sich bewährt. Rudolf Steiner dachte wirklichkeitsnah genug, um zu sehen, was nicht nur der Waldorfschule entgangen wäre, sondern auch Schülern, die wegen der mangelnden Aussichten auf schuleigene Prüfung der anthroposophischen Pädagogik ferngeblieben wären.

Von den heutigen Verhältnissen her ist es kaum vorstellbar, was im März 1950 sich vollzog, was das Ereignis "Abitur" für das Leben der Schule bedeutete. Nach fünf Jahren des Arbeitens stand "diese Schule da irgendwo in Unterbarmen" im Bewußtsein der meisten Wuppertaler Bürger noch als ein höchst verqueres Unikum. Was von ihr hier und da zu erfahren war, ließ sich nicht in die gewohnten Denkvorlagen einordnen, so neigten die meisten zu dem Schluß, es könne sich nur um eine "Doofenschule" handeln. Und dort nun Abitur! Es ist gut zu verstehen, wenn die Kollegen von den Staatsschulen, die zur ersten Prüfungskommission gehörten, einigermaßen ratlos waren und sich womöglich fehl am Platze fühlten. (Den Vorsitz bei der Kommission führte damals und auch weiterhin über mehrere Jahrzehnte Oberstudiendirektor Dr. Wilsing.)

Zum Glück wußte man im Ministerium besser Bescheid über die Schule. Damals gab es dort seit kurzem den Oberschulrat John Giesberts. Er war Kollege von W. Rauthe gewesen und hatte mit diesem noch in Weimar an der evakuierten Schule zusammen gearbeitet. Sein Versuch, den Kollegen Rauthe mit ins Ministerium zu holen, scheiterte an dessen Absage. Nun war Giesberts interessiert an der Unternehmung, um derentwillen die Absage erfolgt war. In Gesprächen, aber auch durch Hospitationen verschaffte er sich

ein Bild von der Ernsthaftigkeit des pädagogischen Vorhabens, von der Qualität des Unterrichts, der dort stattfand. Er verständigte nun darüber seine Dienstherrin, die Frau Kultusminister Chr. Teusch. Und so kam es erstens zur Genehmigung der "Nichtschüler-Reifeprüfung" (so ihre formelle Bezeichnung) und außerdem zur unschätzbaren Orientierungshilfe für alle Beteiligten, als am 9. März 1950 der Herr Oberschulrat zur Prüfungseröffnung erschien, um die Grüße und guten Wünsche der Frau Kultusminister zu überbringen. Diesen Wünschen entsprach dann in schönster Weise das Ergebnis des aufregenden Tages: Bei einem gewiß strengen, dabei jedoch auch gerechten Vorgehen haben die fünf Schülerinnen und drei Schüler, die sich gemeldet hatten, allesamt die Prüfung bestanden. Das war ein wichtiger Augenblick für die Schule im fünften Jahre ihres Bestehens. Es begann damit die Reihe der dreizehnten Klassen mit abschließendem Examen. Hin und wieder gab es natürlich einen oder einige, die nicht bestanden, im ganzen aber mehrte sich die Zahl der Abiturienten. Sie muß ja betrachtet werden im Verhältnis zu der Tatsache, daß es sich vom ersten bis zum zwölften Schuljahr um Klassen mit der ganzen Breite von Begabungen handelt, in denen nicht "ausgelesen" wurde und kein Schüler sitzenblieb. Wunsch



der Lehrer ist es dabei, daß nur solche Schüler sich zur Dreizehn melden möchten, die das Abitur für ihren geplanten Berufsweg wirklich brauchen.

Oberschulrat Giesberts verließ Düsseldorf nach wenigen Jahren, er siedelte als Kulturdezernent nach Köln über. Mit der Aufsicht über die Waldorfschulen von Nordrhein-Westfalen (inzwischen waren es bereits mehrere) wurde im Ministerium Oberschulrat Kluxen betraut. Auch er blieb der Wuppertaler Schule in besonderer Weise verständnisvoll zugeneigt und gewogen (vgl. Seite 23).

### Zur "Ersatzschule" befördert

In Unternehmen und Einrichtungen gibt es oft zu Beginn Erscheinungen, die so sehr den Charakter des "Anfänglichen" tragen, daß damit die Notwendigkeit ihres baldigen Zu-Ende-Gehens klar vorausbestimmt ist. Bei der Gründung einer Waldorfschule 1946 betraf das die Art ihrer Finanzierung. Durch private Spenden und durch Beiträge (Schulgeld) der Eltern konnte nie und nimmer aufgewogen werden, was den staatlichen Schulen an Mitteln aus Steuergeldern zufließt. In einem Lande wie der Schweiz, wo es keine Geldentwertungen gegeben hatte, mag das denkbar sein. Da gab und gibt es Vermögen, die von Generation zu Generation vererbt werden. Aber in Deutschland?? – Nach zwei verlorenen Kriegen und zwei Geldentwertungen! – Es leuchtet unmittelbar ein, daß Eltern, die sich dafür entscheiden, ihre Kinder auf eine "freie Schule" zu schicken (was ihr gutes Recht ist), auch Anspruch darauf haben müßten, daß von Steuergeldern diesen Schulen angemessene Zuschüsse bewilligt würden. Dieser so naheliegende Gedanke samt den sich daraus ergebenden Konsequenzen wurde weder von den zuständigen staatlichen Stellen noch auch von den Waldorflehrern gerne erwogen. Bei den letzteren wirkte die verständliche Sorge, mit staatlichen Zu-

schüssen auch staatliche Auflagen im Hinblick auf das pädagogische Grundkonzept hinnehmen zu müssen. Das hätte den Lebensnerv einer Rudolf-Steiner-Schule getroffen und kam daher nie und nimmer in Frage.

In Wuppertal griff der gute Geist des Schulschicksals ein; er wirkte zunächst über zwei Menschen. Wieder handelte es sich um das schon im vorigen Abschnitt erwähnte Kollegenpaar Oberschulrat Giesberts und Waldorflehrer Rauthe. Giesberts machte seinen Freund auf Stellen im Verwaltungsgefüge des Kultusministeriums aufmerksam, die es in der nächsten Zeit sorgfältig zu beachten gälte. Der gesamte "Apparat" mußte sich ja nach Kriegsende vollkommen neu einrichten, und in diesem Stadium des Fließens und Planens war er aufnahmebereit für neue Ideen und Anstöße. Ein recht stilles, unauffälliges Arbeiten begann. Wenn Rauthe – selten und sparsam – in der Konferenz davon berichtete, traf das weitgehend auf Ungläubigkeit bis Spott. Geld von staatlichen Stellen, ohne daß daran Ansprüche geknüpft würden? Ohne Dreinreden-Wollen in Lehrplan- und Unterrichtsgestaltung? Zu schön, um wahr werden zu können. Rauthe und Giesberts ließen sich nicht beirren, und schon bald zeitigte ihr Bemühen erste Früchte. Anfangs noch recht kleine Beträge wurden hin und wieder bewilligt, ohne Regelmäßigkeit, ohne Verpflichtungen von seiten des Kultusministeriums. Als dann aber sichtbar wurde, daß ein neues Schulgesetz entstehen sollte, war es Rauthe klar, daß nun auf keinen Fall etwas versäumt werden dürfte. Er bat den Bund der Waldorfschulen, dessen damaligen Justitiar, Prof. Hellmut Becker, nach Düsseldorf zu senden, damit er mit diesem zusammen erarbeiten könne, was in das neue Schulgesetz hineinkommen müßte, um die Förderungswürdigkeit der Waldorfschulen darin zu verankern. Ein langes Bedenken, Erwägen, Überlegen begann. Hellmut Becker erkannte sofort die Chance, die hier bestand für jeg-

liches Schulwesen in freier Trägerschaft, zu dem unter anderen die Waldorfschulen gehörten. Der Oberschulrat Giesberts hatte den Hinweis gegeben, H. Becker und W. Rauthe verfolgten dessen Möglichkeiten. Ihr geduldiges Agieren, Ausformulieren von Textvorschlägen, Geltendmachen von Ansprüchen führte zum Erfolg. Vor der entscheidenden Landtagsdebatte setzten sie sich unter anderem auch mit Abgeordneten in Verbindung. Und dann fiel das "Erste Gesetz zur Ordnung des Schulwesens im Lande Nordrhein-Westfalen" (April 1952) so aus, daß es darin zum Beispiel § 42 gibt, der besagt: "Ersatzschulen (das sind auch die Waldorfschulen) haben Anspruch auf die zur Durchführung ihrer Aufgaben und zur Erledigung ihrer Pflichten erforderlichen öffentlichen Zuschüsse. Diese Zuschüsse sind zur Sicherung der Gehälter sowie der unterrichtlichen Leistungsfähigkeit der Schule zu verwenden." Selbstverständlich waren gleichzeitig Bremsen eingebaut, die eine davon merkt an: "Die Berechnung des Zuschusses erfolgt nach dem Haushaltsfehlbedarf der einzelnen Schule, der von der Schulaufsichtsbehörde unter Berücksichtigung einer angemessenen Eigenleistung des Schulträgers festgestellt wird." Die "angemessene Eigenleistung des Schulträgers" verursachte immer wieder Fragen und Rückfragen, auf sie gründeten sich Erwartungen und Forderungen. Sie stellt bis heute einen Posten dar, der es unmöglich macht, auf die Elternbeiträge zu verzichten. Dennoch sicherte und sichert das damals zustandegekommene Schulgesetz den Waldorfschulen in Nordrhein-Westfalen die Möglichkeit, zu bestehen – und pädagogisch frei zu arbeiten.

Von dem Erreichten berichtete Prof. Becker dem Bundesvorstand in Stuttgart mit dem Hinweis, daß in Düsseldorf der Präzedenzfall geschaffen sei, auf den die Waldorfschulen in allen übrigen Bundesländern sich beziehen könnten. Die Bresche sei geschlagen. Ältere Persönlichkeiten, die als Mit-

begründer einer Schule in den Nachkriegsjahren und als deren Schulvereinsvorstand wußten, was bedrohliche finanzielle Engpässe bedeuteten, haben die Tat des Vorreiters Nordrhein-Westfalen nie vergessen. So konnte es geschehen, daß noch in den 70er, 80er Jahren, wenn W. Rauthe bei einer Bergwanderung plötzlich einen Bekannten traf (etwa Robert Schulmeister von Ulm), dieser nach den ersten Sätzen über die schöne Gegend und das Wetter beredt zu schildern begann, was es für die Ulmer Schule bedeutet habe, daß in Nordrhein-Westfalen das Tor aufgestoßen worden sei.

Noch eine Erklärung zum Ausdruck "Ersatzschule". Für gewöhnlich verbindet man mit Ersatz eine negative Empfindung, lieber hätte man das Original. Im vorliegenden Fall wäre das Original aber die Staatsschule. Wird einer Privatschule zuerkannt, daß sie das Original vollwertig vertritt und damit dem Staat eine entsprechende Schule ersetzt, erspart, darf sie sich als Ersatzschule dem Kultusministerium gegenüber fühlen und bezeichnen.

## Farbige Ereignisse

Unter dieser Überschrift soll all das zusammengefaßt werden, was – gesprochen, gesungen, musiziert, eurythmisiert, gemalt, geschauspielert – das Leben der Schule durchzog und bewegte. Natürlich kann aus der reichen Fülle wiederum nur wenig herausgegriffen werden, Ereignisse, die in der Erinnerung besonders haften geblieben sind. Ganz früh – 1948, 1949, 1950 – fing es an mit den Aufführungen der Weihnachtsspiele in der Turnhalle. (Letztere hat ja später die Bezeichnung "Kulturscheune" bekommen, und es klang durchaus liebevoll, wenn die Lehrer von "ihrer" Kulturscheune sprachen.) Ein Bild blieb haften: Im dämmrigen Winterlicht auf der Treppe zur Turnhalle stand Hausmeister Stiller und redete beschwörend auf herandrängende Besu-

cher ein: "Nun glauben Sie's mir doch, da geht wirklich keiner mehr rein! Aber die Lehrer haben versprochen, daß sie noch mal spielen wollen. Fragen Sie morgen im Büro nach." Und die Lehrer spielten noch mal. Das Publikum, das die Weihnachtsspiele sehen wollte, bestand durchaus nicht nur aus Schülereltern und Leuten, die der Anthroposophie nahestanden.

Über die Bühne, die auf- und abzubauen jedesmal viel Arbeit, Überlegen und Organisationstalent erforderte, gingen immer wieder Spiele, von achten und von Oberstufenklas-



sen. Davon blieben als besonders beeindruckend in der Erinnerung haften drei Shakespeare-Stücke: "Der Kaufmann von Venedig"; Szenen aus "Macbeth" (in englischer Sprache); "König Lear" (mit einer Szene in englischer Sprache); ferner: Lessings "Minna von Barnhelm" und Schillers "Don Carlos". Zwischendurch wurden wirkungsvolle moderne Dramen (Brecht, Frisch u.a.) aufgeführt.

Den "Macbeth" brachten Dr. Sabine Lauterbach und Ferdinand Böcking auf die Bühne. Die übrigen genannten Stücke und weitere entstanden unter bewährter Zusammenarbeit von F. Böcking und W. Rauthe, oft mit Hilfe von Frau Helene Hinderer als Sprachgestalterin.



Zu begeisternden Konzerten kam es im großen Saal der Stadthalle, wenn Fritz Chr. Gerhard mit Schülerorchester und -chor Jahr für Jahr auftrat. Zweimal konnte diese Unternehmung erfolgreich auch nach Paris getragen werden. Einen Überblick über die während der Schulzeit geleistete eurythmische Arbeit vermittelten die Aufführungen der zwölften Klassen; einige Male war darunter auch eine dreizehnte.

Was im Malen, Zeichnen, Handwerken und Handarbeiten entstand, füllte alljährlich Ausstellungen, die immer reicher



und weiträumiger werden konnten in dem Maße, wie das Schulhaus wuchs. Schon Anfang der 50er Jahre waren an das alte Gebäude noch einige Klassen, ein Physikraum und ein Eurythmieraum angebaut worden.

Zweimal wurde eine Wuppertaler Klasse eingeladen, bei der öffentlichen Sommertagung in Stuttgart mitzuwirken: 1967 zeigte die zwölfte Klasse ihr Eurythmie-Programm, das sie mit Frau Dörner und Frau Sydow erarbeitet hatte. – 1975 sprach eine zwölfte Klasse Gedichte. Ein Vortrag mit dem Titel "Geht moderne Lyrik uns an?" (E. Dühnfort) umschloß die Rezitationen. Zum damaligen Zeitpunkt war zeitgenössische Lyrik noch eine seltene Erscheinung an Waldorf-

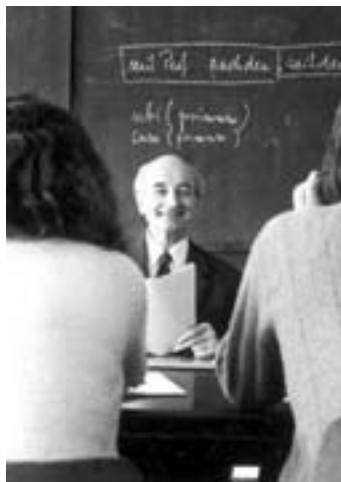




schulen. In Wuppertal hatte die Veranstaltung bereits im Winter 1974/75 stattgefunden. Ernst Weißert wünschte deren Wiederholung bei der Sommertagung in Stuttgart.

## Freunde im Umkreis

Jede Waldorfschule ist von einem engen Freundeskreis umgeben. Er wird gebildet von Eltern, ehemaligen Schülern und Lehrern und von solchen Menschen, die das Wirken einer Stätte, die Rudolf Steiners Pädagogik in pädagogisches Handeln umsetzt, mit Anteilnahme begleiten. Dieser Kreis ist lebensnotwendig für das Bestehen der Schule. Wenn über ihn hinaus Menschen sich finden, die aus weiterem Umfeld mit fragendem Interesse an die Schule herankommen, wenn dieses Interesse sich bei ihnen wandelt in Zustimmung und schließlich in Zuneigung, aus der Taten erwachsen, so bedeutet ein derartiges Geschehen jedesmal ein Geschenk. Einige Male durfte die Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal solche Geschenke entgegennehmen. In zwei Fällen handelt es sich um Kollegen aus der Staatsschule. Sie sprangen hilfreich ein, wenn in der 13. Klasse ein Fach nicht hinreichend besetzt werden konnte. – Der Altphilologe Studiendirektor Gotthard Stephan



unterrichtete Latein von September 1967 bis September 1977. Als Mitglied der Abiturkommission hatte er die Schule, ihre Lehrer und Schüler kennengelernt; Ehemalige erinnern sich seiner als Persönlichkeit, aber auch an seine Art des Unterrichts mit Dankbarkeit und Sympathie. – Gleiches trifft zu

auf den damals jungen, eben erst vom Referendariat her kommenden Mathematiker Hans-Joachim Pletsch. Als er für zwei Jahre den Unterricht in der dreizehnten Klasse übernahm, gehörte er noch nicht zu den Kollegen, die mit Dr. Wilsing als Vertreter des Ministeriums kamen. Später wurde er in diese Gruppe berufen und wirkte in ihr noch als Studiendirektor bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst 1993. Die Lehrer der Schule begrüßten es, wenn er in den Abiturtagen zugegen war, sie vertrauten ihm.

Eine ganz andere Verbindung wurde von der Pädagogischen Hochschule her angesponnen, die sich damals noch auf der Barmer Hardt befand. Dort wirkte Prof. Fritz Bärmann, und der wollte wissen, was sich auf pädagogischem Felde da unten in Unterbarmen tat. Er forderte einige Kollegen zu Vorträgen auf (W. Rauthe und E. Dühnfort, einige Male auch Dr. Kranich aus Stuttgart). Neben Vorträgen gab es Darbietungen auf der "Hardthöhe". Margarete Dörner wanderte mit einer Mittelstufenklasse hinauf, um Eurythmie als Unterrichtsfach vorzustellen. Nicht selten kam Prof. Bärmann aber auch mit seinen Studenten zu Hospitationen.

In privatem Gespräch, zu der Zeit, als "Frühlesen" und "Entwicklung der Lesemaschine" die Gemüter bewegten, äußerte Prof. Bärmann einmal spontan: "Zu diesem Problemkreis müßte jetzt doch von Ihrer Seite etwas geschrieben werden." Dieser Anstoß führte zum Erscheinen der Schrift: "Der Anfangsunterricht im Schreiben und Lesen" von E. Dühnfort und E.-M. Kranich. – Als die Pädagogische Hochschule aufgenommen war in die Bergische Universität, erhielt W. Rauthe dort den Lehrauftrag für ein Seminar, das er auch einige Jahre nach seiner Pensionierung noch durchführen konnte. Der Kontakt zu Prof. Bärmann, inzwischen Dr. h.c., blieb bestehen.

Freundliche Zuneigung brachte auch Oberschulrat Kluxen vom Ministerium in Düsseldorf der Rudolf-Steiner-Schule

Wuppertal entgegen. Ihm lag es an Verständigung, er wünschte ausführliche, in Ruhe geführte Gespräche zwischen Vertretern des Ministeriums, den Kollegen von der Abiturprüfungskommission und Waldorflehrern. Man sollte sich gegenseitig besser kennenlernen. So kam es Anfang November 1963 zu einem zweitägigen Symposium in Schloß Hamborn, zu dem auch Ernst Weißert und E.-M. Kranich von Stuttgart herkamen. Denen, die an dieser Veranstaltung teilnehmen durften, blieben Diskussionen zwischen Dr. Wilsing und Dr. Kranich in Erinnerung, die elegant geführten Florett-Fechtgängen glichen.

Alle genannten Freundschaften bedeuteten viel im Leben der Schule.

## Wichtige Stellen glücklich besetzt

Da ist zunächst die Schulsekretärin, Ansprechstelle für Lehrer, Schüler, Eltern, – ein Trio, das sich nicht leicht bündeln läßt. Die Sekretärin muß den rechten Ton finden für die Erstkläblerin, die mit blutendem Knie zu ihr kommt, für die besorgte Anfrage einer Mutter, für einen Fremden, der Auskunft wünscht, und für Lehrer, die bitten, z.B. eine bestimmte Zeugnismappe von vor drei (fünf, acht) Jahren rauszusuchen oder einen dringenden Brief zu schreiben. Über Jahrzehnte stand für all das Frau Anni Kolberg da, die war so auskunftwillig wie verschwiegen, mit feinem Gefühl dafür, wann und wo das eine oder das andere angebracht war. Jeder vertraute ihr und hatte sie gern. So lange wie sie hatte keine ihrer Vorgängerinnen den Posten inne, daher rührt es wohl, daß deren Bilder weniger deutlich in Erinnerung blieben. Frau Kolberg war für die Schule ein Glücksfall. Sie schied 1989 aus der Arbeit aus.

Glücksfälle gab es auch in einem anderen Amt, dessen Aufgabenbereich besonders vielfältig besetzt ist und das ent-

sprechend allerlei fordert von dem, der es innehat; gemeint ist das Amt des Hausmeisters. Das füllte von 1946 bis 1963 Herr Stiller aus. Er war eine gewichtige Persönlichkeit. Wenn er mit Hut und Pfeife über den Hof, durch die Gebäude ging, verstand man unmittelbar, warum viele Erst- und Zweitkläbler in ihm den Besitzer sahen, dem die Schule gehörte. In "seiner" Schule sorgte er für Ordnung, und man durfte ihm da nicht ins Gehege kommen.

Als Herr Stiller in Rente ging, gab es ein "Interregnum" von sieben Jahren. Zwei Persönlichkeiten nahmen während dieser Zeit die Stelle ein, sie taten ihr Bestes, aber zu wirklicher Verbindung mit der Schule fanden sie nicht. Doch dann kam am 1. Dezember 1970 Horst Wenzke. In anderer Wei-



se, aber ebenso vollgültig und bald von Lehrern und Schülern anerkannt, nahm er Stillers Platz ein. Jeder besprach gerne mit ihm, was er auf dem Herzen hatte. Und wie Herr Wenzke es schaffte, nach dem Umzug auch den Neubau gleich wieder in den Griff zu bekommen, das war ein Meisterstück, an das die, die es miterlebten, sich dankbar erinnern.

Noch weitere glücklich besetzte Stellen: die in der Buchhaltung. Dort gilt es, mehr im Hintergrund und im Verborgenen wirkend, den Überblick zu behalten über Zahlen, Listen, Listen, Zahlen, Daten. Und wenn zur regelmäßigen



Prüfung die Prüfer vom Schulkollegium beim Regierungspräsidenten in Düsseldorf kommen, muß bis aufs i-Tüpfelchen alles stimmen. Es stimmte immer. Lehrerkollegium und Schulvereinsmitglieder waren ihren "Glücksfällen" die Jahrzehnte hindurch in herzlicher Verbundenheit dankbar. Zwei Namen seien für viele genannt: Fräulein Hilker und Frau Ruppert.

Erwähnt sei noch, daß die Glückssträhne bis heute anhielt; aber dieser Aufsatz setzte sich zum Ziel ja lediglich, den Zeitraum bis zur Übersiedlung in die Schluchtstraße zu betrachten.

## Der Umzug

Da es inzwischen schon die zweite Baugeschichte gibt, sei aus der ersten nur am Rande erwähnt, daß anfangs zeitweilig 4 bis 5 Grundstücke besichtigt und auf ihre Eignung hin geprüft wurden. Weiterhin blieb die Baugeschichte so bunt, wie sich das für eine Waldorfschule gehört. Aber nach den Weihnachtsferien 1974 war es dann so weit.

Die ganze Schulgemeinde, Schüler und Lehrer, versammelten sich noch einmal kurz in der Turnhalle, ein Dankeswort an das alte Haus wurde gesprochen, und dann setzte sich das Ganze, klassenweise aufgereiht, in Bewegung. Die Kleinen voran ging man den Weg, einige wenige Eltern schlossen sich an.



*Noch in der Haderslebener Straße mit Anbau*

Es goß in Strömen, was nur vom Himmel herunter wollte. Das Erdreich um den Neubau war so aufgeweicht, daß der Eingang über eine Plankenbrücke genommen werden mußte. Im Foyer gab es ein kurzes Besinnen, ein Danken an alle Menschen, die am Erstellen des Baues beteiligt gewesen waren, – dann gings in die Klassen. Die Schilderung eines persönlichen Eindrucks sei hier erlaubt.



*Grundsteinlegung, Herr Rauthe und Herr Böcking*

Als die 48 Zweitkläßler, deren Klassenlehrerin ich war, an den Plätzen standen, als nach freudig gesprochenem Spruch die Kinder auf ihren Stühlchen saßen, stellten zwei Empfindungen sich mit Deutlichkeit ein: Die Kinderschar war erstaunlich leicht zu überschauen, es schienen einfach beträchtlich weniger Kinder zu sein. Ich selber stand freier,



*Die neue Schule kurz vor dem Einzug...*

aufrechter vor ihnen, als das im alten Hause je der Fall hätte sein können. Ein dankbarer Gedanke wanderte zum Architekten Prof. Rolf Gutbrod. Als ich kurze Zeit danach (1976) in Lebenserinnerungen des Geigers Yehudi Menuhin eine Stelle fand, die im Zusammenhang mit Raumerleben stand, begriff ich sie gut. Menuhin spricht von der Akustik in Konzertsälen, die er auf allen Kontinenten kennenlernte. Er klagte, für reisende Geiger sei schlechte Akustik wie eine Pest. Als in Amerika das Lincoln Center mit großem Saal geplant wurde, suchte Menuhin Einfluß zu nehmen: "...ich übersandte John Rockefeller III, der damit befaßt war, die Pläne der Stuttgarter Liederhalle, die – weil nicht aus



*...und wie sie heute aussieht*

der Blaupause eines Ingenieurs, sondern dem Entwurf eines Künstlers erwachsen – einen der eindrucksvollsten und akustisch hervorragendsten modernen Konzertsäle darstellt...nur ein genial denkender Kopf kann so etwas ausdenken.“ Der Musiker erkannte die Kongenialität und würdigte sie. Architekt der Stuttgarter Liederhalle war Rolf Gutbrod.

Kurz bevor die Schule das fünfzigste Jahr ihres Bestehens

vollendet, gibt es für sie wieder einen Umzug, einen kleineren: von der Kulturscheune Nr. II in einen festen großen Saal. Auch die Eurythmie erhält neue Räume. Wieder ist es ein Um- und Einzug, den freudige Erwartungen begleiten.

*Erika Dühnfort, geb. am 17.2.1917, von 1948-1976 als Klassenlehrerin an unserer Schule tätig.*



*Einweihung der Turnhalle 1991*

# Zur Einweihung des Festsaaes der Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal

Als ein Schlußstein im baulichen Gefüge der Waldorfschule in Wuppertal wird das neue Saalgebäude seiner Bestimmung übergeben. Viele Erwartungen und Hoffnungen sind daran geknüpft, inwieweit das, was nach langer gedanklicher, künstlerischer und praktischer Vorarbeit realisiert worden ist, für das Leben der Schule ein nützliches und förderliches Kleid ist. Vielleicht ist es gerade an dieser Stelle sinnvoll, auf die Grundlage und die Gesinnung zurückzublicken, die uns als Architekten geleitet haben. Es mag jeder dann selbst am Ergebnis überprüfen, was davon gelungen ist und was nicht. Selbstverständlich ist der Saalbau wie jedes fertige Gebäude ein Arbeitsergebnis der daran Beteiligten, wofür wir allen herzlich danken. Aber damit ist das Gebäude noch nicht fertig, dazu muß erst das konkrete Leben der Schule einziehen. Die bauliche Fertigstellung wird so zum Anfang des Lebens, das in ihm stattfinden wird. Hier ist es genauso wie z.B. bei einem Stuhl, der erst dann einen Sinn macht, wenn jemand darauf sitzt. Als Gegenstand – ohne daß er genutzt wird – versperrt er allenfalls den Weg.

Deshalb ist es für den Architekten zu allererst wichtig, nach dem Leben zu fragen, für das er eine Umhüllung plant. Er hat dabei nicht von fertigen Vorstellungen von der besten Lösung auszugehen, sondern die Lösung ist das Resultat eines organischen Prozesses. Die entstehende Form ist das Ergebnis der dem Leben selber zugrunde liegenden Bildungsprinzipien, in diesem Fall dem Leben der Waldorfschule in Wuppertal. Der Architekt soll sich als Interpret dieses Lebens verstehen, als jemand, der dem Leben diejenigen For-

men, Farben und Materialien entgegenhält, die es für seine gesunde Entfaltung braucht. Die Menschen selber machen die Musik, für die der Bau ein Instrument ist.

Aus dem beschriebenen instrumentellen Charakter der Architektur geht hervor, daß sie stets auf die konkreten Begebenheiten der Zeit, des Ortes und der Menschen ausgerichtet ist. Über jeden dieser drei Hauptpunkte gäbe es viel zu erzählen, z.B. über den Zusammenhang des Bodenreliefs und des geologischen Untergrundes mit der Baugestalt. Hier soll nur ein Gesichtspunkt über die menschenkundliche Grundlage der Architektur skizziert werden, um den Zusammenhang von Anthroposophie, Pädagogik und Baukunst zu erläutern. Mir scheint gerade diese Blickrichtung aufschlußreich, weil sie zeigt, daß die Waldorfpädagogik nicht dogmatische Grundsätze aufstellt und sich deshalb eines "anthroposophischen" Baustils bedient, sondern auf konkrete Menschenkenntnis und -erkenntnis, die sowohl in die Pädagogik als auch in die Architektur hineinmündet. Letztere wird dadurch zum materiellen Miterzieher. Zur Erziehung durch das Wort gesellt sich die Erziehung durch die Sinneseindrücke der gebauten Umgebung.

Erster Bestandteil und Wesensmerkmal der Architektur ist die statische Struktur. Sie entspricht dem menschlichen Knochengestell. Sie folgt den Gesetzen des Tragens und Lastens und des Gleichgewichtes zwischen beiden. Gleichgültig, was wir bauen: Diese Gesetze müssen eingehalten werden. Materie wird so aufeinandergeschichtet und zusammenkomponiert, daß genau der Raum umschlossen wird,



*Der neue Festsaal*

der gebraucht wird. An dieser Stelle haben wir die Chance, Tragen und Lasten nicht nur zu rechnen, sondern zu veranschaulichen: Jeder Mensch, der einen Raum betritt, tut dies mit seinem eigenen Gleichgewichts- oder statischen Gefüge. Gelingt es nun, das menschliche Gleichgewichtsempfinden mit der Baustruktur in Einklang zu versetzen, so findet sich der Benutzer quasi körperlich im Gebäude wieder. Architektur wird so zum nach außen gekehrten Tragen und Lasten des menschlichen Körpers.

Zweiter Faktor ist die plastische Gestaltung des Gebäudes, sind seine Volumina und seine Flächenbehandlung. Eigenschaften wie rund, eckig, plan, konvex oder konkav schaffen einen zum vorigen unterschiedlichen Körperbezug, der mehr dem Lebendigen der Organe, der Muskulatur und dem Flüssigkeitsorganismus entspricht. Dadurch ist der Mensch nicht nur ein statisch-geometrisches, sondern ein lebendig-bewegliches Wesen. Durch die richtige Art der Plastizität wird im Bauwerk der Eindruck des Lebendigen erzielt.



Zum dritten haben wir es mit Oberflächenqualitäten zu tun, die durch Farben, Texturen und Strukturen, vor allem aber durch Licht und Schatten erzeugt werden. Während die beiden ersten Gesichtspunkte im Grunde genommen nicht direkt an den Sehsinn appellieren, so kommt hier das Auge zu seinem Recht. Insbesondere durch Licht und Farbe gewinnt der Bau seine seelische Dimension: Eine weitere Schicht des Menschen wird dadurch angesprochen.

Der vierte Gesichtspunkt ist gleichzeitig der am wenigsten geläufige. Man könnte ihn den akustischen nennen. Unter Akustik verstehen wir die Qualität des Hörens von Sprache, Musik und Geräuschen im Raum. Selbstverständlich wird gerade ein Saal wie dieser besonders auf das Gelingen dieser Gesichtspunkte angewiesen sein. Was würde es nützen, wenn der Saal zwar schön aussähe, aber akustisch miserabel wäre? Das ist aber nicht nur ein äußerer Gesichtspunkt, sondern auch ein geistiger. Wie ich das gesprochene Wort, den Klang eines Instrumentes usw. höre, spricht mich unmittelbar in meinem Menschsein an, in meinem Ich. Hier entscheidet sich, ob der spezifisch menschlichen Fähigkeit des Sprechens und Verstehens als unsichtbarer Dimension in der Architektur entsprochen wird. Für den Sprechenden wie für den musikalisch Produzierenden ist es entscheidend, ob und wie er seine Produktion im Raum erlebt, aber auch

für den Aufnehmenden, ob er die Produktion so hört, daß dadurch sein Verständnis physisch, psychisch und geistig am meisten gefördert wird. Die Akustik wird so zum Prüfstein für eine menschengemäße Architektur.

So betrachtet will der Bau für den statischen, den lebendigen, den empfindenden und den verstehenden Menschen durch die sachgemäße Behandlung von Tragen und Lasten, der Plastizität von Licht und Farbe und Akustik gerecht werden. Inwieweit dadurch der Bau zu einem menschlichen Pendant hat werden können, wird die Praxis zeigen.

Wir sind als Planer dankbar und froh, daß unsere Arbeitskraft diesem Herzstück des Schulorganismus zugute kommen konnte und wünschen der Schulgemeinschaft mit der Übergabe des Saales, daß ein guter Geist darin wohnen möge. Möge dieses Gebäude sowohl für die Schule als auch für die weitere Öffentlichkeit, für die es ja auch gedacht ist, mit all seinem Leben Harmonie in die Welt tragen, als sichtbares Zeichen für den Mut und die Initiative derer, die sich, zumeist mit erheblichen Opfern, diesem Werk mit Ausdauer und Hingabe gewidmet haben; ein sichtbares Zeichen auch für die großzügige Unterstützung dieser Initiative von außen durch Förderer und Freunde.

*Hans-Willi Haub, Architekt des Festsalles*

# Portraits dreier Gründungslehrer

Wie die große Weltgeschichte, so wird auch die Geschichte einer Schule von Menschen, von Individualitäten gemacht. Im Folgenden soll versucht werden, drei Lehrerpersönlichkeiten vorzustellen, die schon bei der Gründung dabei waren.

## Dr. Carl Brestowsky

Im Oktober 1896 wurde er in Bistritz in Siebenbürgen geboren. Sein eben an der technischen Hochschule in Budapest begonnenes Studium unterbrach der Erste Weltkrieg. Als "Tiroler Kaiserjäger" wurde Brestowsky eingezogen. 1916 erlitt er eine Verwundung, die ihn ein Stück seiner Schädeldecke über der linken Stirnseite kostete. Eine eindrucksvolle Narbe blieb, unter der Haut war gelegentlich leichtes Pulsieren wahrzunehmen. Der Kriegsdienst hielt Brestowsky bis 1918 fest, erst dann konnte er sein Studium fortsetzen mit den Stationen: Technische Hochschule Wien (zwei Semester), Universität Tübingen mit Hauptfach Germanistik (bis zur Promotion 1926), anschließend Seminar der Freien Waldorfschule Stuttgart. Unmittelbar danach begann er zu unterrichten an der kleinen Waldorfschule in Budapest, die 1927 von Dr. Maria von Nagy, der Frau des ehemaligen ungarischen Innenministers, gegründet worden war. Dort blieb Brestowsky vier Jahre lang. – Farbig gestaltete sich auch sein weiterer Berufsweg: 1931–1938 Privatlehrer und Vortragsredner für den Waldorfschulverein Stuttgart; 1938–1944 Leiter der Berufswerkschule eines Röhren- und Schweißwerkes in Herne; 1944–1946 wieder Privatlehrer und Vortragsredner, nun für die Anthroposophische Gesellschaft. Er bereiste jetzt die Städte im Rheinland und Ruhrgebiet. Unmittelbar nach dem



Krieg konnte man ihn in Wuppertal bei Vorträgen erleben, die stattfanden in Bahnhofssälen der damals noch betriebenen Bahnstrecke, die von Düsseldorf kommend über die Bahnhöfe Mirke, Loh und Heubruch führte.

Das Wort stand Brestowsky leicht zu Gebot, schnell und gerne setzte er es ein und freute sich spürbar seiner Fähigkeit zu gewandter Rede. Er sprach als Vortragender zugleich klar und temperamentvoll und ließ wohl kaum einen Zuhörer gleichgültig. In den Nachkriegsjahren herrschte eine erfreuliche Offenheit, bei vielen Menschen stellte sich aber auch Ratlosigkeit ein, sie sahen sich um nach Orientierungsmöglichkeiten. Diese Situation brachte für Brestowsky gefüllte bis überfüllte Säle, seine ohnehin große Lust am Vortragen wurde dadurch verständlicherweise noch gesteigert. So ist auch die Bemerkung aus einem Konferenzprotokoll zu verstehen, das am 31. Oktober 1946 geschrieben wurde, also reichlich vier Monate nach der Schulgründung: "In An-

betracht des Lehrermangels und der Entwicklung der Schule hält das Kollegium den vollen Einsatz für die Schularbeit des Herrn Dr. Brestowsky für dringend erforderlich." Er stellte eine Entscheidung für die nächste Konferenz in Aussicht; darin erklärte er dann, daß er sich von Dezember des Jahres an voll in die Lehreraufgabe hineinstellen und seine Vortragstätigkeit einschränken wolle.

Der geschilderte Tatbestand bedeutete keinesfalls, daß Brestowsky nicht inzwischen Wichtiges für die Existenz der

Schule getan hätte! Mit fragloser Selbstverständlichkeit hatte er in den Wochen vor und nach der Gründung alle Gespräche übernommen, die sowohl in Düsseldorf als auch in Wuppertal mit den zuständigen Persönlichkeiten der Militärregierung wie der Schulbehörden zu führen gewesen waren. Darin bewährte Brestowsky sich bestens, und es lag ihm dabei – wenn man die Konferenzprotokolle recht versteht – offensichtlich der Umgang mit den englischen Captains weit mehr als der mit deutschen Beamten. Siebenbürgen, Ungarn, Deutschland, – dieser Weg hatte ein Empfinden veranlagt, das nationale Bindungen nicht aufkommen ließ, das Grenzen leicht überspielte.

In der sich bildenden Oberstufe unterrichtete Brestowsky

## Wilhelm Rauthe

Carl Brestowsky und Wilhelm Rauthe – beide hatten sich schon während der Kriegsjahre mit Plänen für eine Schulgründung in Wuppertal getragen, am baldigen Zusammenbruch des "tausendjährigen Reiches" bestand für sie kein Zweifel. Sie rüsteten sich für den Augenblick "danach". Das taten sie zunächst räumlich getrennt und von sehr verschiedenen Gegebenheiten aus.

Verschieden waren sie überhaupt, in manchem bis zur Gegensätzlichkeit. Von internationaler Weiträumigkeit gab es bei Rauthe keine Spur. Geboren wurde er 1910 in Barmen, wo sein Vater in einem Handwerker- und Arbeiterviertel als Schneidermeister eine eigene kleine Werkstatt hatte. Wirtschaftlich schlechte Zeiten nach dem ersten Weltkrieg ließen es häufig an Aufträgen mangeln, eingeschränkte Verhältnisse und ein mehr als bescheidenes Leben der vierköpfi-

vor allem Deutsch und Geschichte, gelegentlich half er aber auch, einen Ausfall im Lateinunterricht zu überbrücken. Bis zu seinem Ausscheiden aus dem Kollegium, wozu eine beginnende schwere Krankheit ihn 1962 zwang, empfand und verstand Brestowsky sich gerne als Schulleiter, und nichts hat in ihm die Einsicht wecken können, daß eine solche Einrichtung dem Wesen des Waldorfkollegiums nicht entsprach. Ernsthaft hat den Versuch, ihn darauf hinzuweisen, wohl auch niemand unternommen. Die Kollegen kannten Brestowsky, schätzten ihn hoch als Persönlichkeit und waren ihm dankbar für den Arbeitseinsatz, den er leistete, sowohl innerhalb der Schule als auch in deren Außenfeld.

*Carl Brestowsky starb 1974.*



gen Familie waren die Folge. Dennoch hat Rauthe immer mit Dankbarkeit von der Welt seiner Kindheit gesprochen, in der die hohen moralischen Qualitäten der Eltern bei allem materiellem Mangel den Kindern

das Gefühl von Halt und Geborgenheit schenken. Rauthe war der ältere von zwei Söhnen.

Wegen schmerzhafter rheumatischer Erkrankungen – vom 2. bis zum 12. Lebensjahr immer wiederkehrend – erfolgte seine Einschulung mit einem Jahr Verspätung. Sein Volksschullehrer setzte sich nach dem 5. Schuljahr bei den zögernden Eltern für das Überwechseln des begabten Jungen in die Höhere Schule ein. Auf der Oberstufe lernte er durch



einen Lehrer erstmals Gedanken der Anthroposophie kennen. Damit war der Beginn gesetzt für ein Studium, das den ganzen weiteren Lebensgang bestimmte.

Nach dem Abitur (1931) studierte Rauthe in Köln und Kiel Germanistik, Mathematik, Physik und Sport. Das war eine ungewöhnliche und heute gar nicht mehr mögliche Fächerkombination. – In Köln gehörte der Germanist Friedrich von der Leyen zu seinen Lehrern. Dessen Frau war Jüdin, für die Nazis Grund genug, ihn aus dem Universitätsdienst zu entlassen. Eine Gruppe von etwa fünfzehn Studenten, unter ihnen Rauthe, setzte sich für v. d. Leyen ein und forderte dessen Verbleiben. Der damalige Kultusminister eröffnete ein Disziplinarverfahren gegen die Studenten mit dem Ziel ihrer Entfernung von der Universität. Durch die Vermittlung zweier Persönlichkeiten konnte dieser Schritt verhindert werden, aber Rauthe wurden 1937 die öffentlichen Mittel für sein Studium gestrichen. Früher als beabsichtigt mußte er daher mit dem Staatsexamen abschließen. Die harten Bedingungen, unter denen er Student gewesen war, trugen ihm eine schwere Magenerkrankung ein, unter der er jahrelang litt. Dem jüdischen anthroposophischen Arzt, der ihn damals behandelt hatte, konnte er in letzter Minute zur Ausreise nach Skandinavien verhelfen.

Nach der Referendarzeit unterrichtete Rauthe in Barmen am Gymnasium in den Fächern Deutsch, Mathematik und Physik. Als die Stadt in dem großen Angriff vom Mai 1943 zerstört worden war, wurde die gesamte Schule nach Weimar evakuiert. Dort erlebte Rauthe das Kriegsende, kehrte so bald wie möglich nach Wuppertal zurück und trat nun mit dem anthroposophischen Freundeskreis in die Vorbereitungen zur Schulgründung ein. Er hatte die nötige Erfahrung in der Schularbeit, kannte sich in Betrieb und Verwaltung einer Höheren Schule aus, so kam es zur selbstverständlichen Aufgabenteilung: So wie Dr. Brestowsky nach

außen, bei Militärregierung und Schulbehörden, die Bedingungen für die Genehmigung der Schule herbeiführte, so arbeitete Rauthe an ihrer inneren Einrichtung, bereitete das Feld, auf dem Unterricht möglich werden konnte. Mit der Zeit führte ihn das dann auch zu stärkerer Kontaktnahme mit dem Kultusministerium in Düsseldorf (vgl. dazu: "Besondere Ereignisse", S. 17). Bis zu seinem Ausscheiden aus der Schule (1977) blieb dieser Bereich in seiner Verantwortung.

In seinem Erscheinungsbild und Auftreten eher zurückhaltend, ging Rauthe sparsam um mit dem Wort. In Konferenzen kam in ihm vor allem der Naturwissenschaftler zum Zuge. Gab es zwischen unterschiedlichen Ansichten Auseinandersetzungen, so beobachtete er den Gesprächsverlauf wach, ruhig – und schwieg dazu. Meistens war es dann so, daß er erst nach langem Hin und Her wenige Sätze sagte, die Klarheit schafften und die Dinge an ihren Ort rückten. Das konnte leicht jeder sehen, der die Augen nicht verschloß.

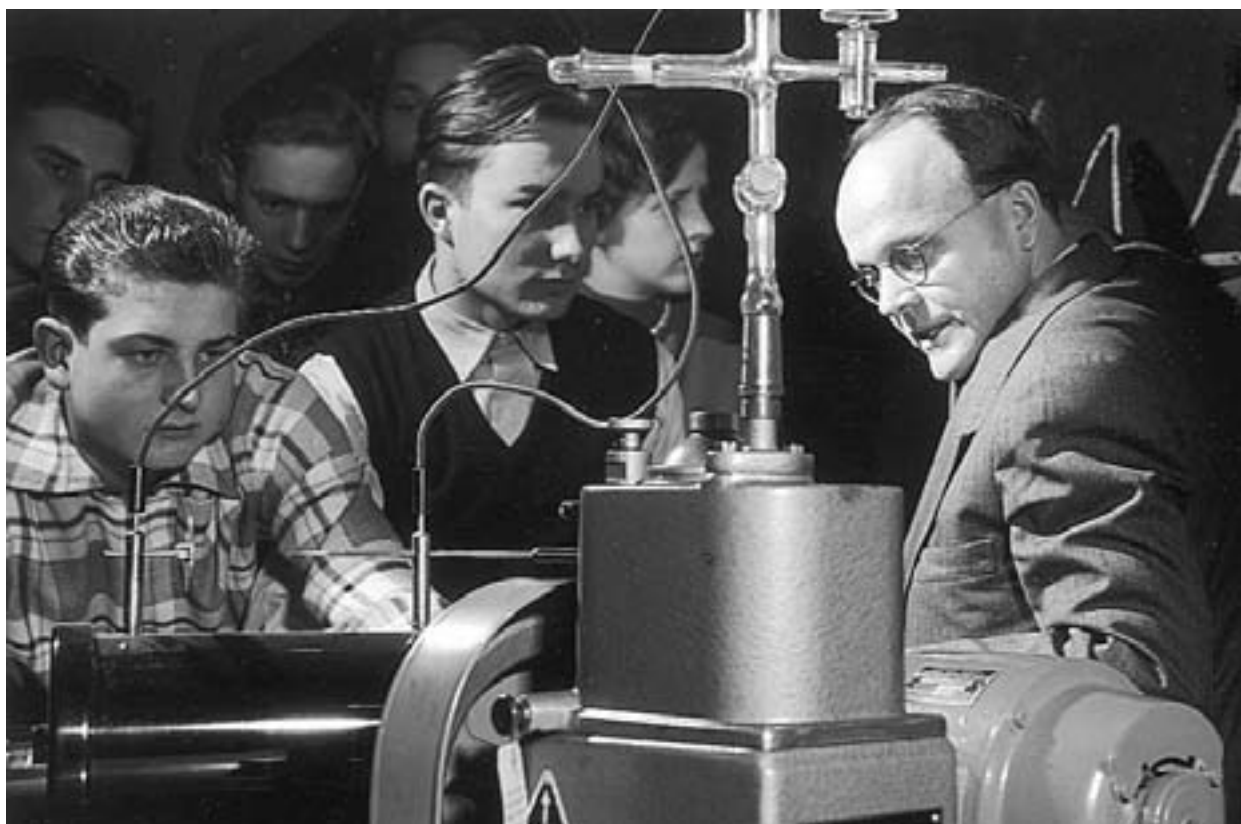
Stark wirkte Rauthe durch seinen Unterricht, durch seine Art, mit den Schülern ins Gespräch zu kommen. Immer wieder einmal berichtete eine Ehemalige, ein Ehemaliger, was alles sie, er dem Lehrer Rauthe zu danken haben. Auf die zwei Wesenszüge in seinem Wirken: klare Führung der Schulgeschicke und verantwortungsvolles pädagogisches Arbeiten, weisen Äußerungen hin, die nach seinem Tode von zwei Außenstehenden kamen: Zunächst Prof. Dr. Fritz Bärmann von der Universität Wuppertal. (Zu dem besonderen Kontakt zwischen Pädagogischer Hochschule und der Rudolf-Steiner-Schule vgl. "Freunde im Umkreis", S. 23) Er erinnert sich eines Hauptunterrichtes in Kl. 13, an dem er mit Studenten hospitierend teilgenommen hatte. "Unvergeßlich die vollkommene Individualisierung des Lernprozesses bei gleichzeitiger Integration aller bei der Wahr-

heitssuche, ermöglicht von einem Manne mit größter pädagogischer Zurückhaltung, mit höchster Sensibilität für Sprechen und Führen ausgestattet, zugleich mit einem kristallklaren Willen. Was für ein Pädagoge!" Rückblickend auf die Jahre, in denen er als Justitiar des Bundes der Waldorfschulen tätig war, sieht Prof. Dr. h.c. Hellmut Becker (zuletzt Leiter des Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung in Berlin) den Waldorflehrer Rauthe, der mit ihm zusammen wichtigste Voraussetzungen für die Anerkennung der Waldorfschulen schuf: "Ich habe in den vielen Jahren meiner Verbindung zum Bund der Waldorfschulen Herrn Rauthe immer ganz besonders geschätzt und seine subtile und

differenzierte Art und Weise für eine ganz besondere Leistung im Rahmen der Waldorfpädagogik angesehen. ...Es ist bewundernswert, wie dieser leise Mensch in der Lage war, große und nachhaltige Wirkungen zu erzeugen." (vgl. "Besondere Ereignisse", S. 19)

Nachdem bereits eine tückische Augenkrankheit (beidseitiges Glaukom) Rauthe gezwungen hatte, seinen Arbeitseinsatz zurückzustecken, erlitt er 1985 einen Schlaganfall, der ihn halbseitig lähmte und vorübergehend auch sein Sprechen beeinträchtigte. Es war beeindruckend, wie er sich gegen diese Behinderungen erfolgreich behauptete.

*Er starb im September 1989.*



## Elsbeth von Esebeck

Die Schule hütet ein großformatiges Heft, in das Elsbeth von Esebeck in der Pfingstzeit 1973 ihre Lebenserinnerungen aufzeichnete. Damals war sie 74 Jahre alt. Wer die ersten Seiten des Heftes mit den sorgfältigen, schönen Schriftzügen liest, fühlt sich unversehens in die Mark Brandenburg zur Zeit Kaiser Wilhelms II versetzt. Das Bild einer ungetrübten Kindheit und Jugend entsteht. Als die älteste von vier Geschwistern mit 21 Jahren das Elternhaus und das kleine Dorf Stahnsdorf am Stadtrande von Berlin verläßt, hat sie nach dreijährigem Besuch des Oberlyzeums in Berlin-Lichterfelde die Befähigung für das Unterrichten an Höheren, an Mittel- und Volksschulen erworben. Nach den ersten beiden Klassen an diesem Oberlyzeum legten die Schülerinnen ein dem Abitur gleichgestelltes Examen ab, nach einem weiteren Jahr dann die Lehramtsprüfung. So einfach war das damals. –Der Vater der Elsbeth Kielblock war Lehrer an der zweiklassigen Schule von Stahnsdorf. Da er die älteren Schüler unterrichtete, saß Töchterchen Elsbeth nur als Zaungast ab und zu in seiner Klasse; mit zehn Jahren wechselte sie hinüber zum Goethe-Lyzeum in Lichterfelde. Günstigerweise war die alte Pferdebahn gerade ersetzt worden durch eine elektrische Linie, die Lichterfelde mit der Machnower Schleuse verband; die Bahn fuhr an dem Elternhaus in Stahnsdorf vorbei. Wer Elsbeth von Esebeck später, an der Wuppertaler Schule erst, kennenlernte, versteht vieles aus ihrem We-



sen und Erscheinungsbild von diesen Kinder- und Jugendjahren her. Alles verlief harmonisch, "richtig" und konsequent. Welcher innere Reichtum baute sich durch die Kulturstadt Berlin in der Achtzehn- bis Einundzwanzigjährigen auf! Kein Furtwängler-Konzert wurde versäumt; Bilder aus Max Reinhardts Inszenierungen prägten sich unvergeblich ein.

Doch daneben wurde bereits eine andere Linie angesetzt und verfolgt. Durch die Studienrätin des Oberlyzeums hörte die Seminaristin den Namen von Friedrich Rittelmeyer. Die Lehrerin nahm sie zu dessen Predigten mit, und sofort wurden das Empfinden und Denken des jungen Mädchens einbezogen in den Entwicklungsprozeß, aus dem dann bald schon die Christengemeinschaft sich bilden sollte. Das Schicksal führte sie fast lückenlos von der Bewegung für religiöse Erneuerung, die durch Friedrich Rittelmeyer und Emil Bock angeregt wurde, zur Anthroposophie hin. Als "Mittelpunktseignis" bezeichnet die sich erinnernde alte Frau die Begegnung mit Rudolf Steiner, den sie März 1923 in Stuttgart bei zwei pädagogischen Vorträgen erleben konnte. Sie hatte sich zur Stuttgartfahrt beurlaubt aus ihrer Erziehungstätigkeit in einem Pfarrhause in der Neumark, hinter Küstrin. Aus diesem Wirken schied Elsbeth Kielblock nun aus und besuchte die Kurse, die es damals (1924) in Stuttgart als Einführung in die anthroposophische Pädagogik gab. Dabei lernte sie Caroline von Heydebrand, Hermann von Baravalle und Dr. W. J. Stein kennen, Größen aus der

Frühzeit der Waldorfschule. Daß es zum Unterrichten im Rahmen der Pädagogik Rudolf Steiners dann doch erst 1946 kam, lag unter anderem daran, daß die junge Lehrerin in Stuttgart den Priester der Christengemeinschaft, Konstanz von Esebeck, heiratete. Die Ehe dauerte nicht lange. Als der junge Priester nach einigen Jahren Arbeit in Köln versetzt wurde in seine Geburtsstadt Königsberg, blieb die (inzwischen geschiedene) junge Frau in Köln, wo sie zunächst beim "Stadtverband Kölner Frauenvereine" sich mit sozialen Tätigkeiten einsetzte. Unter anderem arbeitete sie einen Winter lang in der städtischen Prostituierten-Fürsorge. Vom Umgang mit den von ihr damals Betreuten berichtet E. v. Esebeck nur Positives.

Schließlich kam sie dann doch zum Unterrichten: von 1933-1945 an Volks- und Mittelschulen im Kölner Raum. Im Frühjahr 1946 besprach sie sich in Stuttgart mit Sophie Porzelt, die an der Wiedereinrichtung der dortigen Schule entscheidend mitgewirkt hatte und später die erste Leiterin des Seminars der Waldorfschulen wurde. Frau Porzelt wies Frau v. Esebeck auf die geplante Wuppertaler Schule hin. Kurz entschlossen stellte sie sich dort vor und "kam gerade zurecht, um an der Gründungsversammlung des Schulvereins und der Vorstandswahl teilzunehmen". E. v. Esebecks Eindruck: "Die Leute sind gründlich, hier wird ernsthaft gearbeitet." Ihre Bereitschaft zur Mitarbeit wurde freudig begrüßt, und somit gehörte sie zu den Lehrern der ersten Stunde. Neunzehn Jahre blieb sie als Klassenlehrerin tätig, unermüdlich suchte sie sich weiterzubilden. Neben dem Hauptunterricht waren Französisch, Englisch und Religion ihre Fächer. Besondere Sorgfalt widmete sie der Pflege des Kontaktes zur Elternschaft. Innerhalb des Kollegiums konnte sie oft allein durch ihr Dasein in problematischen Situationen als milderndes, ausgleichendes Element wirken.

Sie liebte das Feste-Feiern – im großen wie im privaten Krei-

se. Schon als Schülerin des Goethe-Lyzeums bewog sie die Mutter, ihr zum Geburtstag das Einladen aller 26 Klassenkameradinnen zu erlauben. – Es gibt ein Foto von Frau von Esebeck, aufgenommen bei der Abschiedsfeier einer 12. Klasse, die sie in der Klassenlehrerzeit geführt hatte. In vornehm dunklem Kleide mit kleiner Goldbrotsche sitzt sie aufrecht und vergnügt schmunzelnd da. Auf ihren sorgfältig gelockten grauen Haaren trägt sie einen Heiligenschein. Den hatten die Schülerinnen und Schüler ihr aufgesetzt. Zudem schenkten sie an dem Abend der alten Klassenlehrerin die Vorführung eines echten Menuetts, zu dessen Einstudierung sie eigens einen Tanzlehrer engagiert hatten. Neben voller Anerkennung des in bestem Sinne Zeitgemäßen, das in Elsbeth v. Esebecks Wesen lebte, verbindet man gerne den scherzhaft (und zugleich aus hoher Achtung) verliehenen Heiligenschein ebenso wie das Menuett mit ihrem Bilde. Diese Züge hinderten sie keineswegs, Interesse, Verständnis und Hilfsbereitschaft gerade den jüngeren Kollegen entgegenzubringen. Wo Neues in Leben und Führung der Schule sich bilden wollte, suchte sie – wenn sie erkannte, daß dieses Neue sich nicht vom geistigen Grunde der Pädagogik Rudolf Steiners entfernte – es zu verstehen und zu stützen.

Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in einem Heim der Christengemeinschaft im Sauerland. Immer wieder besuchten ehemalige Schüler und Kollegen sie dort. Elsbeth von Esebeck starb einundneunzigjährig im Oktober 1990.

*Erika Dühnfort*

# Impulse

In den fünf Jahrzehnten, auf die wir jetzt zurückblicken, ist eine große Schar von Lehrerinnen und Lehrern und eine noch weit- aus größere Schar von Schülerinnen und Schülern in unserer Schule tätig gewesen. Es gab zahllose, sehr unterschiedliche Begegnungen zwischen Lehrern und Schülern.

Für all die Begegnungen, aus denen lebendige Entwicklungsimpulse für die Beteiligten entsprungen sind, mögen stellvertretend die folgenden Beiträge ehemaliger Schüler sprechen.

## Eindrücke fürs Leben

Anfang September 1946 nahm die neugegründete Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal ihre volle Arbeit auf. Wenige Klassen hatten schon im Sommer begonnen, aber die meisten, so auch die 5. Klasse, in die ich kam, jetzt erst. In die obersten Klassen gingen sogar einige "Schüler", die ihre Schulzeit schon hinter sich hatten und doch wenigstens ein Jahr Waldorfschule fürs Leben mitnehmen wollten. Über diesem Anfang lag bei aller Hungersnot und Winterkälte ein strahlender, golden warmer Glanz von innen. Nach den Verbots- und Kriegszeiten waren die Lehrer wohl überglücklich, endlich anthroposophisch orientierte Pädagogik verwirklichen zu können.

Dr. Gustav Spiegel war unser erster Klassenlehrer. Das mir eindrucksvollste Erlebnis bei ihm war, wie er in der Tierkunde eines Tages das röhrende Gebrüll eines Löwen vormachte, voller geballtem Ernst und mit aller ihm möglichen Lautstärke, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Ein Jahr später bekamen wir Dr. Joseph Zimmermann als Klassenlehrer. Er war ein Urpädagoge. Nach wenigen Wochen machte er den ersten Jugendherbergsaufenthalt mit uns in Hohenlimburg. Abends zeigte er uns die spätsommerlichen Sternbilder. Zum Ende weckte er einzelne morgens um vier Uhr, damit sie den aufgehenden Löwen wenigstens erstmals gesehen hatten. 58 (achtundfünfzig!) Schüler waren wir bei ihm in der 8. Klasse, in enggepferchten Schulbänken. Aber Dr. Zimmermann, der sich einmal liebevoll als den Emir seiner Kamele bezeichnete, hatte uns voll im Griff. Er gab uns eine besondere Liebe zum Singen mit.



*Dr. Vogel*

In der Oberstufe bekamen wir prächtige Lehrer. Deutsch und Geschichte gab Dr. Carl Brestowsky, ein Mann von hoher Selbstdisziplin und klarem Denken. Später erfuhr ich, daß er als Student von Tübingen mit dem Fahrrad immer dann nach Stuttgart gefahren war (40 km hin; 40 km zurück), wenn Rudolf Steiner dort einen Vortrag hielt. Er muß-





te nämlich am nächsten Tag seiner Studentengruppe haar- klein den Vortrag referieren.

In Menschenkunde, Biologie und Chemie genossen wir die Epochen des Schularztes Dr. Lothar Vogel. Sein Unterricht sprühte nicht nur von herzhafter Begeisterung, sondern war voller Ideen und ebenso schlagfertigem Humor. Es gibt den fragwürdigen Humor aus Ironie und Schadenfreude, Dr. Vogel verbreitete hingegen goldenen Humor. Er hatte selbst die Fächer, in denen er uns unterrichtete, als Waldorfschüler beim ersten Schularzt, Dr. Eugen Kolisko, gehabt.

Kunstgeschichte hatten wir zuerst bei Georg Dönges, dann bei Ferdinand Böcking. Selbst in der Abiturklasse hatten wir noch geschlossen eine freiwillige Stunde pro Woche in Kunstgeschichte, zumeist mit eigenen Referaten. Wilhelm Rauthe hatten wir nur einmal für die Deutschepeche der 10. Klasse und lernten bei ihm durch ganz besonders bewegende Themenstellungen eine greifbare Methode des Aufsatzschreibens. Dr.

Sabine Lauterbach gab uns die letzten zwei Jahre Englisch in bewundernswerter Weise. Sie kannte rasch den Wortschatz jeder ihrer Klassen, sprach nur in ihm und war vom ersten Tag an völlig verständlich.

Unser Betreuungslehrer durch die Oberstufe hindurch aber war Wilhelm Goosses, eine mächtige Statur von cholischer Energie. An ihm ist mir später aufgegangen, daß echte Cholerik nichts mit Wut und erst recht nichts mit Profilneurose zu tun hat. Goosses war von unbestechlich-lauterem Charakter, der für jeden Schüler in

jeder Lebenslage immer selbstlos da war. "Papa Goosses" nannten ihn dankbar viele Klassen, die ihn hatten. Auf ihm lastete in jenen Aufbaujahren die Hauptverantwortung für das Gelingen der Abiture. Obgleich schon über der Pensionsgrenze, gab er uns und noch einer Reihe folgender Klassen einen



Frau Dr. Lauterbach



Herr Goosses

pädagogisch ausgezeichneten Mathematikunterricht. Er hatte noch als junger Mensch selbst Rudolf Steiner in der übervollen Stadthalle in Elberfeld sprechen hören.

Stelle ich mir die Frage, welcher von meinen Lehrern am meisten auf mich gewirkt hat, so ist das schwer zu entscheiden. Wir hatten prächtige Ober-

stufenlehrer - auch in den künstlerischen Fächern, so außer-

ordentlich verschieden auch die Charaktere waren.

Brestowsky war der große Logiker und Methodiker, Vogel war der genialische, begeisternde Gegensatz dazu. Lauterbächin konnte völlig in der Sprache aufgehen, Goosses war die stärkste

Charakterfigur. Und doch muß ich bekennen, daß die tiefste biographische Wirkung auf mein Leben der Klassenlehrer Dr.



Herr Goosses und Herr Dönges

Zimmermann hatte.

Was er in der Mittelstufe veranlagt hatte, dafür erschien mir die ganze Oberstufe nur wie die Ausführung. Vor wenigen Monaten ist er nun im 81. Lebensjahr verstorben. Er trug in sich in der Stille eine hohe Kraft, die ihn in aller Bescheidenheit und Bestimmtheit gleichermaßen cha-



Dr. Zimmermann

rakterisierte. Er hat auf mich den größten Eindruck von allen Lehrern gemacht.

*Dr. Wolfgang Schad, 1946 in die 5. Klasse aufgenommen, heute tätig als Dozent für Biologie an der Freien Universität*

*Witten-Herdecke*

## Impulse für das Leben durch unsere Lehrer

Wenn wir Schüler, die noch von der Gründergeneration unserer Schule unterrichtet wurden, uns treffen, wird immer wieder einzelner Lehrer dankbar gedacht, denen wir besondere Impulse für unser Leben verdanken. Für Ehemalige verschiedener Klassen wird dies verschieden sein, aber für uns waren es in besonderer Weise Herr Goosses (Biologie und Chemie), Herr Dr. Brestowsky (Deutsch und Geschichte), Herr Dr. Vogel (Biologie und Wirtschaft) und Frau Dr. Lauterbach (Englisch). Nach nun bald 40 Jahren schält sich deutlicher heraus, was wir unseren Lehrern verdanken: Sie hatten – wie wir – den Krieg er- und überlebt und wollten für den Aufbau einer menschenwürdigen Gesellschaft wirken. Sie wollten etwas – auch wenn das Unterrichten mit über 50 Schülern oft schwer genug war. Dieses Wollen sprach durch ihre Darstellungen. Die damals zeitgenössische Wissenschaft war ihnen auf ihren Gebieten vertraut. Immer versuchten sie aber, das Wissen auf den Menschen und die Gesellschaft so zu beziehen, daß sich Perspektiven für eine neue Entwicklungsmöglichkeit eröffneten. Vieles, was wir seither als Pädagogen, Wissenschaftler oder Begründer sozialer Initiativen leisten durften, hat sich an dem Wollen unserer Lehrer entzünden können. Mögen das in ähnlicher Art auch die heutigen Schüler erleben dürfen.

*Dr. Ernst Schubert, 1953 in die 9. Klasse aufgenommen, heute tätig als Dozent für Mathematik u. a. im Waldorflehrerseminar Mannheim*

Maria Christiane Benning hat unsere Klasse in den ersten sieben Schuljahren in der englischen Sprache unterrichtet. Ich bin dankbar für diese Begegnung, deren tiefer Eindruck mich bis heute begleitet.

Ich möchte Maria Christiane Benning durch eines ihrer Ge-

### Nun gehen Sterne auf...

Nun gehen Sterne auf am Firmament,  
derweil ich noch am offenen Fenster stehe,  
in einem Warten, das sich selbst nicht kennt.

Sie gehen leuchtend auf. Und ich verstehe,  
daß sie aus großen Tiefen kommen müssen.  
Vielleicht aus Götterleid. Mein kleines Wehe

wird langsam still und ahnt ein heiliges Wissen,  
das ihm, so wie den Göttern Sterne werden,  
erstehen will aus eigenen Finsternissen,  
und betet: Also auch auf Erden.



*Frau Benning, 1923 - 1957*

*Elisabeth Schmidt-Becher, 1950 in die 1. Klasse aufgenommen, heute tätig als Lehrerin in der Waldorfschule Nürnberg*



Herr Reichert

Jahre nach meiner Schulzeit begegnete ich Herrn Reichert, und wir schauten eine Mappe mit Aquarellen durch, die ich zu dem Zeitpunkt bei mehreren Ausstellungen zeigen wollte. Und da erlebte ich wieder etwas von der Wärme und Zuneigung, die ich schon als Schüler kennengelernt und so sehr gebraucht hatte. In dieser völligen Hinwendung an meine Bilder und in seinen vorsichtigen Beschreibungen dessen, was er an diesen erlebte und in Worte fassen konnte, fühlte ich mich ganz

ernst genommen und auch "aufgewertet" in meinem eigentlichen Wesen. Es war so, als hätte er gar nicht mich als Person neben sich, sondern als wenn er zu meinem höheren Ich sprechen würde.

*Christian von Grumbkow, 1957 in die 6. Klasse aufgenommen, heute tätig als Maler und Lehrer im Bereich der bildenden Kunst*

Nach 19-jähriger Tätigkeit verließ Wilhelm Reichert im Jahre 1982 unsere Schule und ging später als Mitbegründer der Goetheanistischen Studienstätte nach Wien.

*Gefragt nach Herrn B., meinem alten Lehrer, was fällt mir da ein ?*

*Seine abgetragenen Jacken und dicke Brillengläser, hinter denen Augen mal in die Runde blicken, mal für Sekunden - scheinbar nach innen.*

*Tausend Versuche, Wissen vor uns auszubreiten oder mit uns neu zu erfinden.*

*Momente, in denen er selbst den Faden verliert.*

*Sprechen üben - Zeichnen üben - Denken üben, immer wider Ideen begreifen.*

*Und sein Gespür fürs Wesentliche.*

*Dazu das Bild: Wird etwas sehr schwierig, tut so, als steigt Ihr auf einen Berg und betrachtet die Fragen vom Gipfel aus.*

*So zeigte er sich oft fast unbemerkt mit manchem Hinweis und unsichtbarem Augenzwinkern für mich.*

*Johannes Wohlgemuth, 1963 in die 1. Klasse aufgenommen heute tätig als Familientherapeut*

"In der Einfachheit liegt die Größe"; unter dieses Motto könnte man das Lebens- und Schaffensprinzip Ferdinand Böckings stellen.

Der Verzicht auf alles Überflüssige zeichnete sein Wirken aus. So verstand er es, in der Regiearbeit durch wenige, aber außerordentlich präzise, wie das Wesen einer Rolle umgreifende Angaben den Grundzug einer Figur in Wort und Geste herauszuschälen.

Mit gleicher Sicherheit verstand der Künstler Ferdinand Böcking es auch, das Schicksal der ihn umgebenden Menschen mit freilassender Zurückhaltung und doch liebevoller Zuwendung zu

impulsieren. Dankbar erinnere ich mich an die Gespräche mit ihm und seiner Frau Vera Böcking zurück, die mir als Jugendlichen Kraft und Mut für die Zukunft gaben.



Herr Böcking

*Ulrich Maiwald, 1973 in die 1. Klasse aufgenommen, heute tätig als Sprachgestalter in der Waldorfschule Haan-Gruiten und als Schauspiellehrer an der Alanus-Hochschule*



# Eine Erinnerung aus der Kriegszeit

Für unsere Heimatstadt Wuppertal war das Jahr 1943 ein Schicksalsjahr. Die Stadt war durch zwei große Fliegerangriffe zerstört worden. So wurde 1944 ein Jahr des allmählichen Zusammenbruchs des öffentlichen Lebens, und es gab für uns Kinder in diesem Jahr keine Schule mehr. Deshalb taten sich einige Eltern zusammen und baten Carl Brestowsky und Georg Eckert um Privatunterricht für ihre Kinder.

Die beiden Persönlichkeiten waren bereit, das damit verbundene persönliche Risiko zu tragen. Immerhin lagen solche Aktivitäten jenseits der damaligen "Legalität". Für Dr. Brestowsky kam hinzu, daß sein jüngerer Bruder zur selben Zeit wegen einer unvorsichtigen Äußerung in GeStaPo-Haft saß, so daß die Familie schon aus diesem Grund gefährdet war. Der Unterricht fand in der Gartenstadt Schellenbeck abwechselnd in zwei Privatwohnungen, und zwar im Hause Hellmannsberger und im Hause Schäfer, statt. Georg Eckert gab für die etwa 12 Kinder, deren Alter zwischen 10 und 15 Jahren lag, Mal- und Zeichenunterricht und Carl Brestowsky alles andere.

Damals wohnte Dr. Brestowsky mit seiner Frau und den beiden Kindern Astrid und Michael in Bredenscheid bei Hattingen. Er mußte also mit seinen beiden Kindern, die damals 10 und 13 Jahre alt waren, zweimal wöchentlich mit der Eisenbahn oder je nach Verkehrslage mit dem Omnibus nach Wuppertal fahren. Manchmal fuhren aber keine öffentlichen Verkehrsmittel, und dann legten sie den zwei-stündigen Weg zu Fuß zurück. Das war nicht ungefährlich, denn auf einem solchen Weg kamen sie auch einmal unter Tieffliegerbeschuß. Auch die Eisenbahn wurde öfters beschossen.

Der Unterricht war ganz anders, als man ihn von der Volksschule oder vom Gymnasium gewöhnt war. Es war nicht nur die Dorfschulsituation mit mehreren Altersstufen in einer Klasse und auch nicht, daß der Unterricht in Privaträumen stattfand, vielmehr war es die unmittelbare Menschlichkeit, welche die beiden Lehrer ausstrahlten, die uns Kindern bis dahin in der Schule so noch nie begegnet war. Dennoch waren wir durchaus keine braven Kinder, – im Gegenteil – aber wir spürten, daß auch unsere Unarten liebevoll betrachtet und von den Lehrern als dazugehörig empfunden wurden. Neben Malen und Zeichnen gab es Rechnen, Geometrie, Deutsch, Englisch und sogar Latein. Über dem Unterricht schien die wärmende Sonne einer anderen Pädagogik, die wir Kinder allerdings hinnahmen wie Regen und Schnee. Wir wußten damals nur, daß wir in einen solchen Unterricht gerne gingen.

Neben dem Malunterricht war der Geometrieunterricht für mich etwas ganz besonderes. Ich lernte mit Lineal und Zirkel umgehen. Es war schwer, einen Zirkel zu bekommen, und so mußte man sich zuerst mit einer Reißzwecke und einem Faden behelfen. Die Einsichten, die man gewann, waren der Mühe wert, und so wurde der Grund einer Liebe zur Geometrie gelegt. Im Sprachunterricht wurde viel rezitiert. Carl Brestowsky erarbeitete mit uns kleine humorvolle englische und deutsche Gedichte. Ich erinnere mich besonders an „Die Frösche“ von Goethe.

Mit dem Jahr 1945 kam der Zusammenbruch, und die glückliche Zeit des Lernens in der Schellenbeck war vorbei. Die Schulen nahmen im Herbst ihre Arbeit wieder auf, und das „normale“ Lernen begann wieder. In meiner Schule hatte

sich nichts gegenüber vorher geändert, nur die politische Orientierung der Lehrer war plötzlich anders. Sie hatten sich zu Demokraten gewendet, aber es war nur das schlechte Futter eines alten Mantels nach außen gekehrt worden. So war ich froh, daß ich bald danach im Jahr 1946 zur neugegründeten Rudolf-Steiner-Schule überwechseln durfte, an der der verehrte Lehrer unterrichtete.

Heute darf man sich wohl die Frage stellen, was die Lehrer, die damals die Rudolf-Steiner-Schule in Wuppertal gründeten, für unsere Generation getan haben? Eine Antwort

darauf ist nicht leicht, aber sicherlich ist eines ganz wichtig. Sie haben der damaligen jungen Generation, die ja zum Teil vom Kriegsdienst in die Schule kam, den Glauben an die Menschheit und an die Kraft echter Ideale zurückgegeben. Diese Tat war das wichtigste Geschenk für das Leben nach der Schule.

Siegen, 2. Januar 1996

*Peter Nantke, heute tätig als Lehrer an der Waldorfschule Siegen*

# Mein erster Schultag

Das klingt so schön brav, etwa wie: "Mein schönster Ferientag" – ein Aufsatzthema, mit dem gelegentlich Schüler belästigt worden sein sollen. Nur deshalb schreibe ich hier über "Mein erster Schultag", weil das zufällig auch der erste Schultag unserer Schule gewesen ist. Also ein historisches Ereignis! Im Stillen war ich immer ziemlich stolz auf diese Tatsache, daß ich "von Anfang an" dabei gewesen bin, "ab urbe condita" sozusagen. Aber nun gefragt: "Ja, wie war das denn damals?", komme ich in Verlegenheit, weil ich mich so genau gar nicht mehr erinnern kann. Deshalb, aber nicht nur zur Ablenkung, zunächst ein paar Streiflichter auf das Leben in jener Zeit. Zwar in Wuppertal geboren, lebte ich mit Mutter und Schwester in Hessen auf dem Land bei Verwandten. Der Vater war zu der Zeit als Sanitäter in Rußland, dann in Gefangenschaft. Durch einen Bombenangriff auf Wuppertal waren die Möbel, der gesamte Hausrat der Familie, verbrannt. Im Kindergarten bin ich unangenehm aufgefallen. Die "Tante" kam deshalb ganz besorgt zu meiner Mutter: Das Kind könne ja gar nicht anständig grüßen?! Das hieß, ich hatte nicht gelernt, "Heil Hitler" zu sagen, was ein ungünstiges Licht auf meine Mutter warf. Nach Kriegsende – der Vater war schwer krank, aber sonst heil heimgekehrt – zogen wir wieder zurück nach Wuppertal. Die Kinder auf der Straße konnte ich zunächst nicht gut verstehen. Das klang ziemlich "ausländisch" – das schöne Barmer Platt. Ein Ausdruck ist mir noch im Ohr aus diesen Tagen: "Wat stuckse?", das heißt: "was tauschst du?" Lebhafter Handel also der Kinder untereinander! Die Erwachsenen mußten aber auch "handeln" oder gar "organisieren", damit das Lebensnotwendige zusammenkam. So hat der Vater zusammen mit einem Kollegen in Köln Kohlen "besorgt". Da gab es eine Stelle, wo die Waggons ganz langsam fuh-

ren. Wir Kinder haben die Sorgen der Eltern um das tägliche Leben kaum mitbekommen. Wir spielten auf der Hardt, wo es Versteinerungen und Höhlen gab, oder am Kothener Bach – oder machten "Schelle-Türkes", also: "Schellen und Weglaufen".

Überall in der Stadt waren auf Wänden und Mauern die Worte angeschrieben: "Aus Ruinen, Trümmerstätten, kann nur Einheit, Aufbau retten". Ja, Trümmer, die gab es. Das waren sehr günstige Spielplätze. Manchmal standen noch einzelne Wände; die verschiedenen Farben und "Müsterkes" der Tapeten wurden von Wind und Regen bearbeitet, eine schöne Tüll-Gardine flatterte im leeren Fensterloch. Nicht lange dauerte es, da begrüneten sich die Trümmerhügel, schließlich wuchsen und blühten prächtig die sogenannten Trümmerblumen (Weidenröschen) und im Frühjahr Weidenkätzchen und Huflattich.

"...kann nur Einheit, Aufbau retten". Für diesen aufmunternden Vers ist die Gründung unserer Schule ein gutes Beispiel. Wir Kinder ahnten ja nicht, was alles geleistet werden mußte, ehe der erste Schultag, der 17. Juni 1946, gefeiert werden konnte. Auch unter welchen persönlichen Verzichten und finanziellen Opfern die Lehrer uns in den ersten Jahren unterrichtet und die Schule aufgebaut haben. In einem Raum im Erdgeschoß des Gebäudeteils, in dem unterm Dach Herr Stiller, der Hausmeister, wohnte, drängte sich die erste kleine Schulgemeinde festlich zusammen. Vorne – das ist sicher – standen Blumen in großen Vasen. Es gab Musik, Ansprachen, wohl auch die Rezitation eines Spruches von Rudolf Steiner, etwa "Beim Läuten der Glocken". Gewiß hat auch unsere künftige Lehrerin, Frau von Esebeck, einige herzlich-kräftige Worte an die I-Dötchen gerichtet. All das bleibt aber im Nebel der Ver-

mutungen. Genau dagegen erinnere ich, daß wir aufgefordert wurden, jeder möge aufstehen und seinen Namen sagen. Das war ein aufregender Augenblick! Da fing ja die Schule richtig an, als ein Kind nach dem anderen sich erhob und durch seinen Namen kundtat: "Ich bin da". Von einer Mitschülerin – sie möge mir verzeihen – weiß ich dies Namensagen noch ganz genau, da sie drei Silben so besonders betonte und bei jedem Akzent ein bißchen mit dem Kopf nickte: "Ich heiße Margit Barbara Rittershaus." Und dann kam – wieder ein symbolträchtiges Ereignis – der Moment, als die Eltern schon gehen durften und wir unsere erste echte Schulstunde haben sollten. In diesem Augenblick weinte ein Junge, der sogar ein wenig älter war als die echten I-Dötzchen und eigentlich schon zur zweiten Klasse gehörte. Der weinte! Später hat er sich als hervorragender Geiger entpuppt und ist ein bekannter Dirigent geworden. Ja, und so ging es los mit der ersten echten Schulstunde. Als vergilbtes Dokument dieser Stunde und der darauffolgenden Schulzeit ab 17. Juni 1946 liegt vor mir mein erstes Heft, mit blauem Faden per Hand zusammengebunden, ziemlich eng beschrieben, denn wir mußten Platz sparen. Papier war etwas ganz Kostbares, Buntstifte auch. Mit großer Konzentration wurden "die Gerade

und die Krümme" gemalt, dann die Schneckenlinie, schließlich die "Zwergen- und Elfenwege". Das ist wohl noch immer so bei Waldorf-Schulanfängern. Durch den Beginn der Sommerferien wurde Ende Juli 1946 der erste Lernabschnitt bereits beendet. Da stehen im Heft – schön umrandet – die ersten Worte, die wir schreiben konnten: WO WAS WIR. Diese beiden Frageworte und das WIR können zu mancherlei Nachdenken anregen. – Die Gelegenheit ist günstig, hier rasch einzufügen, daß ich von der ersten bis zur 13. Klasse ausgesprochen gern zur Schule gegangen bin. Staunend habe ich später bemerkt, daß das nicht selbstverständlich ist. Für mich persönlich – vielleicht auch im Namen meiner Klassenkameraden – möchte ich hier den Lehrern danken, die uns begleitet haben. Stellvertretend nenne ich nur Frau Elsbeth von Esebeck, die Klassenlehrerin der Unter- und Mittelstufe, Herrn Wilhelm Rauthe, der uns in der Oberstufe betreut hat. Mein erstes Schulheft schließt – passend auch für den Schluß dieser Darstellung – mit den Worten: "Ich bin der Punkt – ich liebe die Ruh – ich schließe das Ende des Sätzchens zu."

*Andreas Weymann, heute tätig als Priester der Christengemeinschaft*

# Erinnerungen an meine ersten Schuljahre

An Schule im engeren Sinne, an den Unterricht etwa, an die Monatsfeiern oder was sonst dazugehört haben mag, kann ich mich kaum erinnern.

Ich wurde im Jahre 1947 in die erste Klasse aufgenommen. Wir wohnten damals auf dem Sedansberg, etwa fünf Fußminuten vom Alten Markt entfernt.

- In der ersten Zeit durfte ich mit der Straßenbahn zur Schule fahren. Mit der Währungsreform im Juni 1948 wurde jedoch das Fahrgeld – 10 Pfennige für eine Fahrt – für meine Eltern unerschwinglich. Von da an ging ich also zu Fuß. Eine halbe Stunde lang trottete ich mor-

gens und mittags durch eine trostlose Steinwüste. Zunächst war nur ein schmaler Fußweg freigeräumt zwischen den Trümmerfeldern. Von Tag zu Tag kam dann mehr zum Vorschein von der Straße – Oberdörnen – Unterdörnen.

- Schuhe waren kostbare Schätze damals. Sie mußten geschont und möglichst lange weitervererbt werden. Daher gingen wir im Sommer barfuß zur Schule. Wir hüpfen über den heißen Asphalt, damit die Fußsohlen nicht allzusehr brannten. – An prägnanten Eindrücken für unseren Tast- und Wärmesinn fehlte es nicht.
- Im Winter, wenn Schnee lag – und es lag in jedem Win-



*Unser erstes Klassenfoto:  
Frau Gerths mit ihrer dritten  
Klasse*

ter über lange Zeit Schnee –, machte der Schulweg besonderen Spaß. Niemand wäre damals auf die Idee gekommen, den Schnee von den Wegen und Bürgersteigen zu fegen. Wir konnten also nach Herzenslust rutschen und sogar manchmal von Haus zu Haus auf Skiern zur Schule fahren.

- Papier war sehr knapp in den ersten Nachkriegsjahren; Hefte gab es nicht zu kaufen. Wir schrieben, malten und zeichneten unsere Formen in winzige Heftchen (DIN A6), die unsere Klassenlehrerin für uns genäht hatte. Die Stifte stammten zum Teil aus amerikanischen Care-Paketen.
- An jedem Schulranzen baumelte irgendein Blechgefäß. In der großen Pause stürmten wir, ausgerüstet mit diesem Gefäß und einem Löffel, hungrig und erwartungsvoll auf den Schulhof. – “Was gibt's heute?!” Wir stellten uns in langen Schlangen auf und ließen unseren Napf aus riesigen Töpfen mit dampfender, duftender “Quäkerspeise” füllen – humanitäre Hilfsgüter aus Amerika. Ich erinnere mich an Nudelsuppe, an süße Brötchen – vor allem aber an Kakao! Nie wieder hat mir Ka-

kao so gut geschmeckt wie der Quäker-Kakao in der Schulpause.

Wenn in dem großen Topf noch etwas übriggeblieben war am Ende der Pause, ließ ich mir mein altes, verbeultes Kriegskochgeschirr noch einmal füllen – für meine kleinen Geschwister zu Hause.

- Am Nachmittag trafen sich die Kinder der Nachbarschaft in den Trümmern der Umgebung. Trotz der besorgten Warnungen der Eltern nutzten wir Kinder die traurigen Überreste der Kriegsjahre als herrliche Abenteuerspielplätze mit unerschöpflichen Möglichkeiten: zum Klettern, zum Stöbern, zum Verstecken-Spielen, zum Bubenbauen, ... Langeweile?

Um die Weihnachtszeit herum bauten wir uns aus Trümmerziegeln ein richtiges kleines Haus, richteten es ein – mit einem funktionierenden Kanonenofen sogar – und feierten darin unser Kinderweihnachtsfest.

*Klaus-Georg Becher, 1947 in die erste Klasse aufgenommen, heute tätig als Lehrer in der Christian-Morgenstern-Schule Wuppertal*



# Woran ich mich erinnere:

Steineklopfen (von Mörtel befreien) im Hof – wozu?  
Lindgrün-Streichen unseres Klassenzimmers (oder war es der Musikraum?)

Quäkerspeisung – (in meiner Pflegefamilie gab es Brennesselgemüse oder -Salat, Maisbrot und, wenn wir Glück hatten, nach langem Anstehen noch einen Hering...)

Sechs Kinder der uns unterrichtenden Lehrer waren in der zusammengewürfelten Klasse, zu der "heimgekehrte Soldaten" ebenso gehörten wie Kinder mit Schwierigkeiten in den bisher besuchten Schulen, Kinder von Anthroposophen oder aus ganz anderen Anschauungs- und Lebensbereichen, jedes Kind mit völlig anderen schulischen Voraussetzungen im Alter zwischen 14 und 20 Jahren! – ein Experiment, ersehnt, erhungert (geistig, seelisch und physisch), gewachsen aus unermüdlichem Wollen derer, die um das Wesent-

liche dieser Aufgabe wußten.

Alles war anders für die meisten von uns im Vergleich zu den bisherigen Schulerfahrungen: Gemeinschaftsunterricht gegenüber streng getrennten Buben- und Mädchenschulen zuvor; Epochenunterricht gegenüber sonst stündlich wechselnden Fächern; individuelle Förderung der Anlagen – kein Zwang in ein Schema mit dem Ziel Abitur (das mußte damals noch extern erstritten werden). Die Lehrer – eher Freunde! – taten alles, um uns behutsam den Weg zu weisen zu lebensstüchtigen, kreativen, denkenden Menschen.



Für mich sehr wichtig die Öffnung zu künstlerischer Entwicklung, geführt aber mit Respekt gegenüber der persönlichen Freiheit. Neue Welten taten sich auf durch Eurythmie, Sprachgestaltung, Kunstgeschichte, Malen, Handwerk, Musik...

Anschauungsunterricht und Freizeit verschmolzen und halfen der zunächst so ungleichen Gemeinschaft zusammenzuwachsen.

Da war unsere erste Klassenfahrt nach Mehlem (Siebengebirgs-Wanderung), wo wir auf den Marmorböden eines zerbombten "Palastes" nächtigten, direkt am Rheinufer. – Wir waren so anspruchslos – und so aufnahmebereit wie ausgedrückte Schwämme!

Bis wir nach Berlebeck, meinem Heimatdorf, reisten, waren wir wohl schon in 10. und 11. Klasse aufgeteilt. – Auch die-



Reise wurde für uns alle sehr wichtig im menschlichen Miteinander. War nicht jeder von uns ein Baustein für das neue, wachsende "Gebäude" der Rudolf-Steiner-Schule, das für die meisten von uns zur entscheidenden Weichenstellung für den weiteren Lebensweg geworden ist?! –

*Maidy Wilke/Melzer, 1946 in die erste Oberstufenklasse*

## Lang, lang ist's her....

.....Aber eine Sache aus der ersten Zeit ist mir besonders haften geblieben.

Es stand in der Haderslebener Schule an, mehr Räume für die Schüler zu bekommen. In einem Teil der Schule war die SPD von Wuppertal und in weiteren Räumen die Arbeiterwohlfahrt untergebracht.

Um diesen Institutionen anderweitig Raum zu verschaffen, wurde die Aktion "Steineklopfen" ins Leben gerufen, woran die beiden obersten Klassen beteiligt waren.

Ca. 2000 Ziegelsteine waren vonnöten, um dieses Ziel zu erreichen. Eine Anzahl von Schülern – wir waren damals 16 bis 17 Jahre alt – fand sich mit Beilen bewaffnet zusammen und ging in die Trümmergrundstücke, um Ziegel zu hacken.

Übrigens: Ganz Wuppertal, ja ganz Deutschland war damals am "Steineklopfen". In Berlin nannte man die Steineklopperinnen "Trümmerfrauen".

Ziegel, auch "gehackte", waren damals ein begehrter Baurohstoff.

Wir brachten die benötigten Ziegel in Nachmittagsschichten zusammen und fuhren sie mit Handkarren auf den Schulhof, von wo sie dann abgeholt wurden. Es ging nur mit Handschuhen, sonst war man schnell zerschunden. Manche hatten Blessuren davongetragen. Es war eine "Hundsarbeit!" Aber wenn man etwas erreichen wollte, brauchte man "Waren" als Tauschobjekt. Dazu gehörten auch die Ziegel.

*Walter Donfeld, 1946 in die erste Oberstufenklasse aufgenommen, später tätig als Ingenieur in der Farbindustrie*

In einem Bericht über eine zweite Steineklopf-Aktion, 1948, bei der man sich 20 Pfennige pro Ziegel verdienen konnte, erzählt ein jüngerer Schulkamerad u.a.:

-Man konnte einen Antrag stellen und Schürfrechte an einem Trümmergrundstück erwerben. Die Schule hatte einen solchen Antrag gestellt und bekam ein Grundstück rechts neben dem Barmer Bahnhof zugeteilt.

-Wenn es allzu heftig goß, flüchteten wir in die Ruine des gegenüberliegenden Opernhauses. Hier wurde dann in der ausgeglühten Stahlkonstruktion der Bühne bis hoch in den Schnürboden herumgeklettert.

-Was geblieben ist (nachdem das mühsam erarbeitete Taschengeld bald darauf der Inflation zum Opfer gefallen war): eine wunderbare Erinnerung an eine außergewöhnliche Zeit, verbunden mit einem diffusen Gefühl von Freiheit und Abenteuer.

*Ulrich Püngel, 1946 in die 4. Klasse aufgenommen, heute tätig als Bauingenieur (Statiker)*



Fritz Christian Gerhard komponierte immer wieder für die Schüler. Dieses Goethe-Gedicht, daß er für den letzten Schultag vor den Sommerferien vertont hat, drucken wir als Erinnerung für alle Schüler und zum Kennenlernen für alle anderen.

24 Von dem Berge zu den Hügeln  
(Goethe)

Von dem Berge zu den Hü - - - geln, nieder - ab das Tal ent-  
da erklingt es wie ein Flü - - - geln, da be - wegsel's wie Ge-  
-sang;  
und dein un - bedingten Triebe fol - get Freunde, folget  
Rat; und dein Streben sei's in Liebe, und dein Leben sei die  
Tat, und dein Streben sei's in Liebe, und dein Leben sei die Tat.

Bleibe nicht am Boden hestern, frisch gerast und frisch hinaus!  
Kopf und Arm mit heitern Kräften überall sind sie zu Haus;  
wo wir uns der Sonne freuen, sind wir jede Sorge los;  
daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß.

## Kleine Chronik im Überblick

- 1946** Schulgründung  
Unterrichtsbeginn in dem Schulgebäude an der Haderslebener Straße 14 am 17. Juni
- 1974** Umzug in den neuen Schulbau in der Schluchtstraße 21 im Januar,  
Einweihung am 27. Februar
- 1974** Gründung des ersten Waldorf-Kindergartens in Wuppertal  
auf dem Schulgelände am 18. September
- 1976** Einweihung des Kindergartenhauses auf dem Schulgelände am 18. September
- 1985** Gründung der freien Waldorfschule Haan-Gruiten  
Die ersten beiden Klassen begannen ihre Arbeit unter dem Dach unserer Schule und zogen
- 1987** zum Schuljahresbeginn nach Haan-Gruiten um
- 1991** Einweihung der Turnhalle am 9. März
- 1996** Einweihung des Saalbaus am 24. Februar

**Impressum:**

Herausgegeben durch die Rudolf-Steiner-Schule Wuppertal  
Schluchtstraße 21, 42285 Wuppertal

Satz/Layout/Litho: Dieter Werksnies

Entwurf des Logos: Michael Englert

Druck: Backhaus & Co.